

Sonderdruck
Paul P. Zalewski:
Neues über das älteste Bauwerk Hannovers.
Zur Bauforschung an der Friedhofskapelle auf dem altstädtischen Nikolaifriedhof.

Hannoversche Geschichtsblätter

Neue Folge Band 60



IMPRESSUM

Herausgeber

Landeshauptstadt Hannover

Redaktion

Stadtarchiv Hannover
Einlieferungsstelle für Manuskripte
www.stadtarchiv-hannover.de/geschichtsblaetter.html

Am Bokemahle 14-16
30171 Hannover

Verantwortlich

Dr. Karljosef Kreter
Stadtarchiv Hannover
Email: karljosef.kreter@hannover-stadt.de

Stadtbibliothek Hannover
Einlieferungsstelle für Austauschschriften

Hildesheimer Straße 12
30171 Hannover

Band 60 / 2006

Die Hannoverschen Geschichtsblätter werden den Mitgliedern
des Historischen Vereins für Niedersachsen als Vereinszeitschrift geliefert.

ISSN 0342 – 1104
ISBN 978-3-7752-5960-6

Umschlag:
Max und Margaretha Rüdberg, um 1930. Foto aus Privatbesitz.

Hannover

Editorial		
	Zeitzeichen	3
Stadtbild		
Christian Wolter	Zur Geschichte der Fußballstadien in Hannover	5
Kunst		
Ines Katenhusen	Der Galerist Herbert von Garvens. Ein Sammler und Kunstfreund im frühen 20. Jahrhundert	53 
Geraubte Kunst		
Karljosef Kreter	Zeitzeichen (2) Anmerkungen zur Erforschung von Provenienzen und Restitutionsansprüchen an erbeutetes Kulturgut	75
Vanessa-Maria Voigt	Das Schicksal der Sammlung Max Rüdberg in Hannover	83
Cornelia Regin	Erwerbungen der Stadt Hannover: Die Sammlung Doebbeke als Beispiel einer problematischen Provenienz	91
Vanessa-Maria Voigt	Die Geschichte eines Bildes – Lovis Corinth's Gemälde „Römische Campagna“ von 1914	97
Geraubte Bücher		
Karljosef Kreter	Geraubte Bücher im Stadtarchiv Hannover. Die Identifizierung von verfolgungsbedingt entzogenem Kulturgut aus dem „NSDAP-Gauarchiv und -museum“	105
Täter und Opfer		
Rüdiger Fleiter	Stadtbaurat Karl Elkart und seine Beteiligung an der NS-Verfolgungspolitik	135 
Raimond Reiter	Patiententötungen im Zweiten Weltkrieg – Opfer aus Hannover und der Nervenklinik Langenhagen	151 

Menschen

Beate Sturm	„Credit der veste Mann ist todt“ – Frühneuzeitlicher Kredit in persönlichen und allgemeinen Krisen	163
Günter Max Behrendt	Die osmanischen Gräber auf dem ehemaligen Neustädter Friedhof	181
Hans-Martin Arnoldt	Julius Franz Salzenberg (1763–1849). Ein Kupferstecher des Biedermeier	189
Eva Himmelreich	Carl Otto Unico Ernst von Malortie – Die Bronzestatue von Carl Dopmeyer	205
Corinna Heins, Anne Jäger	Frauen in der List	241

Nikolaikapelle und Friedhof

P. Paul Zalewski	Neues über das älteste Bauwerk Hannovers. Zur Bauforschung an der Friedhofskapelle auf dem altstädtischen Nikolaifriedhof.	265
Madelaine Pfeffer	Über den Nikolai-Friedhof in Hannover	291

Medienrundschau

Karljosef Kreter	Geschichtsblätter vor 100 Jahren: Corpus bonorum civitatis 1720	315
Manfred von Boetticher	Vereinschronik des historischen Vereins für Niedersachsen 171. Vereinsjahr 2005/2006	321
	Leinelink	331



Neues über das älteste Bauwerk Hannovers. Zur Bauforschung an der Friedhofskapelle auf dem altstädtischen Nikolaifriedhof.

Einführung

Die über 700 Jahre alte Parzelle im Stadtzentrum mit dem dazu gehörigen kleinen gotischen Bauwerk, das hier das Thema ist, wurde im 20. Jahrhundert einem bedauernswerten Zerstörungswerk ausgeliefert. Der Bestand an Grabplastiken wurde von 1952 bis 1989 um 369 Exemplare reduziert¹. Die verbleibenden Grabsteine zerfallen in einer dramatischen Geschwindigkeit durch die Auswirkungen des Wandalismus, und der mangelnden Pflege². Die Nikolaikapelle musste in vergangenen Jahren baupolizeilich gesperrt bleiben. Dabei handelt es sich um das älteste Friedhofsgelände und bei der Kapelle um das älteste erhaltene Beispiel der Baukunst in Hannover. Die desolaten, verkrusteten Grabplastiken gehören zum kostbarsten bildhauerischen Erbe, das Hannover überhaupt zu bieten hat. Sie sind auch sozialgeschichtlich, als Sachzeugnisse vieler Schicksale der Hannoverschen Hofelite unschätzbar. Schließlich haben wir in diesem Areal ein wertvolles, jetzt noch durch den Straßenlärm gestörtes Erholungsreservoir. Die von der Stadt mittelfristig vorgesehene Einengung der Gosseriede, der Cellerstrasse und die Aufhebung des großen Verkehrskreisels lassen die Hoffnung auf dessen günstigere Gestaltung und Nutzung aufkommen³. Glücklicherweise besteht nun ein verstärktes Interesse seitens der Stadtverwaltung, der hannoverschen Medien, der Baudenkmalstiftung Raum Hannover und der breiten Öffentlichkeit daran, die entstandenen Missstände anzupacken⁴. Sicher lässt sich schon wegen dem Finanzaufwand nicht alles in einem Schritt erledigen. Die verbleibende Zeit soll aber dazu genutzt werden, um die künftigen Praxislösungen konzeptuell auf angemessene Weise vorzubereiten.

Die Geschichte des Friedhofes und der Kapelle wurde bereits mehrmals zum Gegenstand verschiedener Studien. Als gründlichste historische Bearbeitung gilt nach wie vor der Beitrag von Herbert Mundhenke von 1958 und als vielseitigste Praxisstudie mit dem aktualisierten Kenntnisstand das ungedruckte Gutachten von Anne Hufnagel und Michael Rhode von 1989⁵. Da die allgemeine historische Problematik der Parzelle sowie die Grabmalinventarisierung sehr gut aufgearbeitet sind, standen sie nicht im Fokus der Betrachtung.

1 Hufnagel, Rhode wie Anm. 5, S. 86

2 Aus diesem Grund wurde vom Verfasser am Fachbereich Restaurierung der Fachhochschule Hildesheim eine Diplomarbeit zu deren konservatorischen Behandlung angeregt. Sie wurde von Frau Madeleine Pfeffer unter der Erstbetreuung von Prof. Jan Schubert und Zweitbetreuung des Verfassers im Januar 2006 abgeschlossen. S. Beitrag von M. Pfeffer in diesem Band.

3 Dem Thema der Neugestaltung wurde u. a. der Workshop gewidmet, der im November 2004 unter der Mitwirkung der Universität Hannover, der Technischen Universität Krakau und der Fachhochschule Hildesheim durchgeführt wurde. Weitere konzeptuelle Vorarbeiten zu diesem Thema an der Universität Hannover sind in der Planung.

4 An dieser Stelle sei der Unteren Denkmalschutzbehörde, insbesondere Herrn Dr. Eckart Rüsich, Herrn Jobst Tehnzen von der Baudenkmalstiftung Raum Hannover, Herrn Conrad von Meding von der Hannoverschen Allgemeinen Zeitung sowie Herrn Dr. Karljosef Kreter, dem Leiter des Stadtarchivs für jegliche Unterstützung besonders gedankt. Herr Dr. Thorsten Albrecht korrigierte dankenswerterweise den vorliegenden Text.

5 Herbert Mundhenke, Hospital und Stift St. Nikolai zu Hannover. In: Hannoversche Geschichtsblätter, Neue Folge Bd. 11/1958, S. 193–379. Anne Hufnagel, Michael Rhode, Nikolai-Friedhof, Gartendenkmalpflegerisches Gutachten über einen aufgelassenen Friedhof in Hannover. Hannover 1989. Manuskript in den Sammlungen der Stadtverwaltung (Grünflächenamt). Eine Kurzversion dieser Studie erschien in: Berichte zur Denkmalpflege in Niedersachsen 1/1990, S. 7–13.

Vielmehr galt und gilt ununterbrochen das aktuelle Interesse den bauforscherischen und konservatorischen Aspekten der bis vor kurzem akut gefährdeten Nikolaikapelle sowie der restauratorischen Problematik der Grabplastik und der Strategie für die künftige Neugestaltung des gesamten Geländes. Dabei ist der vorliegende Bericht ausschließlich der Bauuntersuchung der Nikolaikapelle gewidmet.

Das Spitalquartier St. Nikolai

Die Entstehungszeit des verhältnismäßig großräumig angelegten Ensembles: des Hospitals, des Friedhofs und unserer Friedhofskapelle lässt sich aufgrund dürftiger und unscharfer Quellenaussagen nicht präzise bestimmen. Da das 1022 erwähnte Dorf Herrenhausen „seit alters her“ ein Bestattungsrecht auf dem Nikolaifriedhof hatte, wurde seit längerer Zeit vermutet, dass der Friedhof und seine Kapelle nicht erst im 13. Jh., sondern wesentlich früher entstanden seien.

Eine Tatsache ist jedoch, dass erst aus dem Jahr 1284 die früheste Erwähnung einer „capella leprosororum extra muros“ stammt, deren Präsenz eine Leprosensiedlung voraussetzt. Das Ensemble war sicherlich in der 2. H. des 13. Jh. bereits vorhanden. Manche Umstände sprechen für seine Existenz noch vor der Gründung des anderen der beiden hannoverschen Spitäler des Mittelalters, St. Spiritus Hospitals an der Gabelung der Schmiede- und der Knochenhauerstrasse im Jahr 1256⁶. Die Gründung der beiden Spitäler im 13. Jh. überschneidet sich jedenfalls mit der „Gründungswelle“ der Spitalanlagen in anderen norddeutschen Städten wie: Göttingen, Hamburg, Lübeck, Lüneburg oder Osnabrück. Zum Zeitpunkt der ersten ausdrücklichen Erwähnung des Nikolaihospital im Jahr 1325 scheint es – das ist wiederum auch typisch – organisatorisch vor allem mit dem Stadtrat und nicht so sehr mit der kirchlichen Verwaltung verbunden zu sein⁷.

Dass es sich bei der oben zitierten Erwähnung von 1284 um „unsere“ Kapelle auf dem Nikolaifriedhof handelte, wurde immer wieder angenommen. Eine etwas klarere Nennung tauchte erst im Jahr 1323: In einer Urkunde zur Stiftung des Hauptaltars durch Johannes von Steinhaus wurde von der „capella sancti Nykolai“ gesprochen. Der Bezug der beiden Erwähnungen zu unserer Friedhofskapelle wird im nächsten Textabschnitt diskutiert.

Schon die Lage, die für die Gründung des Nikolaihospital in der 2. H. des 13. Jh. gewählt wurde, lässt auf eine typische Leproserie, also Spital für ansteckende Kranke schließen. Solche Einrichtungen, in Europa seit dem 7. Jh. bekannt, von denen es in Frankreich im 13. Jh. fast 2000 gab, lagen idealtypisch meist extra muros, aber in der direkten Nähe der Stadttore, oft an wichtigen Handelsstrassen und Weggabelungen, weil man hier den Fernverkehr aus zwei Richtungen „bettelnd anzapfen konnte“⁸.

6 Mundhenke, wie Anm. 5, S. 237.

7 Mundhenke, wie Anm. 5, S. 240.

8 Dieter Jetter, *Das europäische Hospital. Von der Spätantike bis 1800*. Köln 1986, S. 74–75. Als umfangreichste Studie über die Architektur der europäischen Spitäler gehört allen voran die Arbeit von Dankwart Leistikow, *Hospitalbauten in Europa aus zehn Jahrhunderten*. Ingelheim a. R. 1967. Empfehlenswert ist auch die architekturgeschichtliche Überblicksdarstellung: John D. Thomson, Grace Goldin, *The Hospital: a Social and Architectural History*. New Haven–London 1975.

Die Platzierung des Spitalkomplexes vor dem Steintor bestätigt teilweise die ausgesprochene Nordorientierung der Stadt. Gleichzeitig aber handelt es sich dabei fast um eine einzig mögliche Lage, die für eine solche Einrichtung im damaligen Hannover denkbar wäre⁹.

Die Aufgaben des Spitals beschränkten sich allerdings nicht nur auf die Pflege der ansteckenden Kranken, sondern umfassten auch die Armenversorgung. Der Friedhof diente nicht nur der Bestattung der Hospitalpatienten sondern auch der Bewohner der stadtnahen Dörfer wie Hainholz, Herrenhausen, List und Vahrenwald. Seit 1400, als die innerstädtischen Kirchhöfe keine Gräber mehr aufnehmen konnten, fanden hier verstärkt auch bürgerliche Begräbnisse statt. Und schließlich seit der Reformation wurde die Bestattung außerhalb der Stadt zur Norm. Das spiegelt sich in der neuen Braunschweig-Lüneburger Landeskirchenordnung von 1569, von der die Anlage von vorstädtischen Feldbegräbnisplätzen „gesetzlich vorgeschrieben“ wurde¹⁰.

Die vier Erweiterungen des Friedhofes von 1598, 1650, 1780 und 1824 (Abb. 1–2) waren mehr durch Pest- und durch Kriegsfolgen als durch das Bevölkerungswachstum notwendig geworden. Das heutige Erscheinungsbild des historischen Ensembles hat längst nichts mehr mit dem Mittelalter zu tun.

Die gotische, möglicherweise gleichzeitig mit dem Kapellenchor errichtete südliche Eingangspforte wurde 1824 entfernt. Eben in dieser Zeit wurden mehrere gezielte gestalterische Maßnahmen durchgeführt, wie zum Beispiel die neue Wegführung und vor allem die Anpflanzung der zum Teil symbolischen Nadel- und Laubgehölze wie Trauerweiden, Trauereschen, Lärchen, Wacholder, die als Gruppen an wichtigen Stellen (Eingängen, Wegkreuzungen) positioniert wurden. Aus dieser Zeit stammen auch die meisten Grabmäler auf dem Friedhof, der 1866 geschlossen und 1893 an die Stadt verkauft wurde¹¹.

Auch das ganze Steintorvorfeld veränderte sich bereits mehrmals: die Anlage der Bastionärbefestigung seit der 1. H. des 17. Jh. sowie deren Schleifung, die knapp über Hundert Jahre später einsetzte, die Ansiedlung einer (damals noch kleinen) Posteinrichtung an der Ostflanke des Friedhofes im Jahr 1643 (heute Baukomplex der Postbank) sowie die schrittweise Entwicklung der Gärtnereien seit dem 18. Jh. sind die Anzeichen der Verflechtung der Stadt mit ihrem Umfeld.

Diese skizzenhafte Einführung in die Geschichte des Friedhofs wird an dieser Stelle unterbrochen. Die Entwicklung im 20. Jh. wird zum Abschluss angesprochen.

Eine oder zwei Kapellen „extra muros“?

Wenn wir über die Nikolaikapelle als ein Teil des Nikolaihospital reden, dann ist die Frage berechtigt, ob es sich dabei tatsächlich um den einzigen Kapellenbau im ganzen Bauensemble handelt?

⁹ „Wenn das Leprosenhaus nördlich vor der Stadt lag, hat dies zwei Gründe. Mit seiner Kapelle musste es in eine der städtischen Kirchen eingepfarrt sein. Da die Stadt zum Bistum Minden gehörte, war eine Lage südlich der Stadt nicht möglich, da man sich dort bereits auf dem Boden des Hildesheimer Bistums befand. Westlich dürfte der Herzog von Lauenrode nicht an einer solch gefährlichen Einrichtung interessiert gewesen sein. Ausschlaggebender ist aber etwas anderes. Von Norden kam regelmäßig ... der Hauptstrom an Reisenden ...“ Cord Meckseper, *Leben am Rande der mittelalterlichen Stadt Hannover*. In: *Hannover – Am Rande der Stadt*. Hrsg. v. Hans-Dieter Schmid. Bielefeld 1992, S. 35.

¹⁰ Hufnagel, Rhode wie Anm. 5, S. 8.

¹¹ Hufnagel, Rhode wie Anm. 5, S. 24–34.

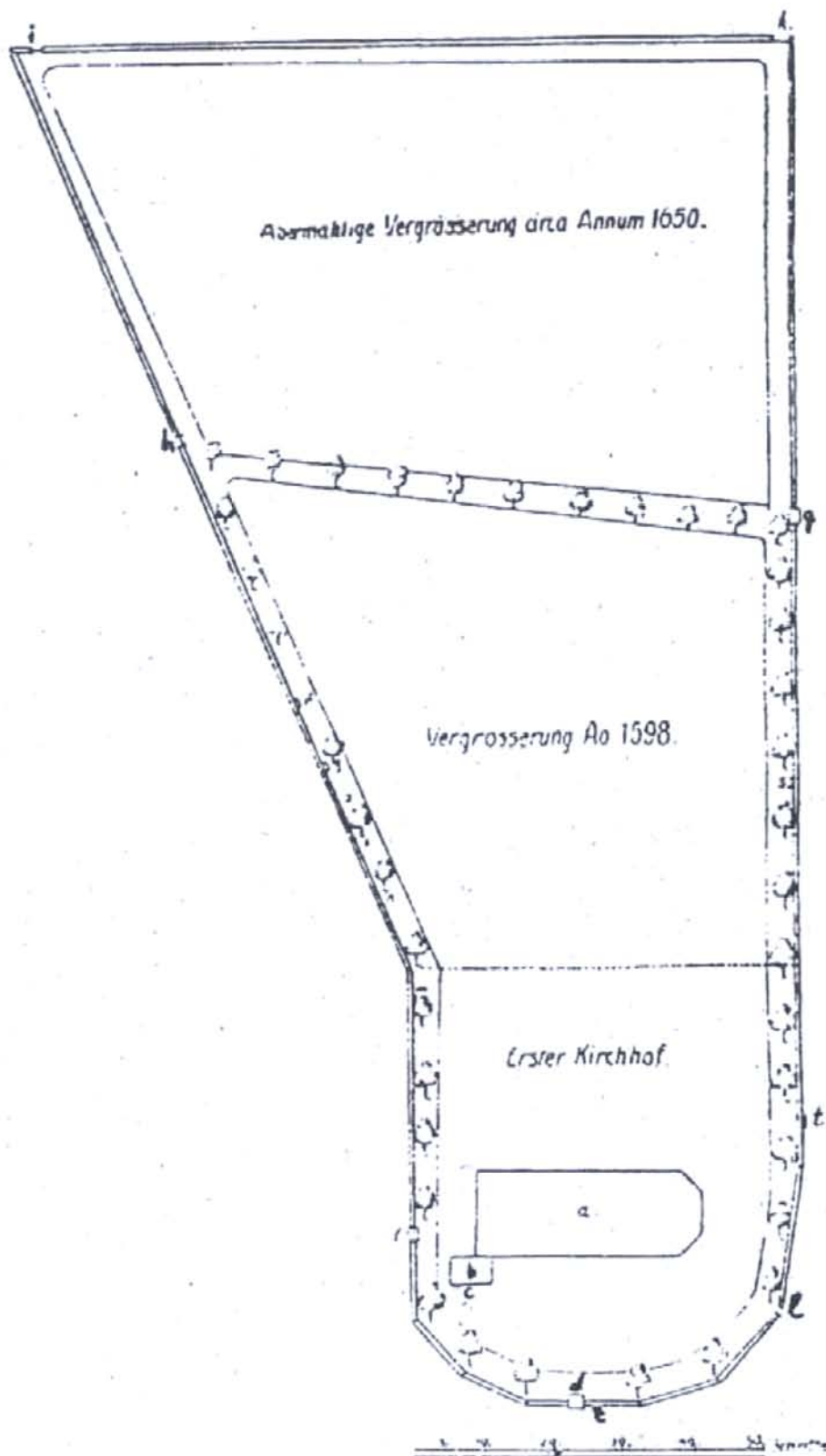


Abb. 1: Der Nikolaifriedhof in den ersten drei Phasen seiner Flächenentwicklung. Nach Redecker (ca. 1747), Umzeichnung A. Hufnagel, M. Rohde 1989, S. 9.

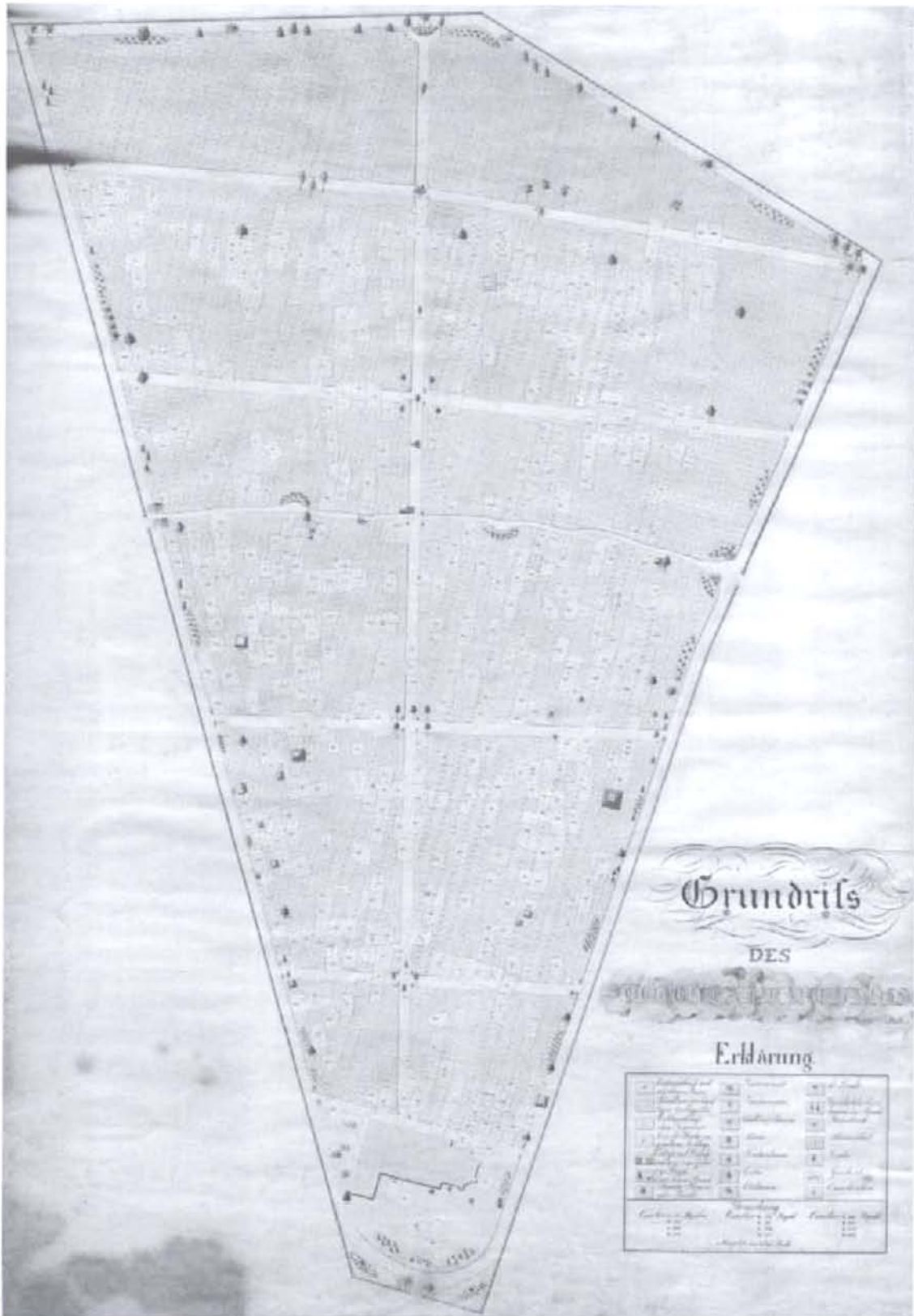


Abb. 2 Der Nikolaifriedhof nach seiner letzten Erweiterung von 1828. Die hier neu geplante Wegeführung wurde nur teilweise realisiert. Plan nach F. Behrens. Stadtarchiv Hannover, Sign. Kpr. Nr. 159.

Die unpräzisen Aussagen der Urkundenbücher von 1284 und 1323 brachten schon Herbert Mundhenke zu der Frage, „ob in beiden Fällen die gleiche Kapelle gemeint ist“¹². Er konstatierte zu Recht, dass 1284 von der „capella leprosororum extra muros“ gesprochen wird, während bei der zweiten Erwähnung der Bezug zu den Aussätzigen (Wort „leprosororum“) fehlt. Da es aber in beiden Fällen um einen Bau ginge, der eindeutig außerhalb der Stadtmauer steht und zu dem im 13. Jh. neu gebildeten Sprengel von St. Spiritus gehört, müsse in beiden Urkunden derselbe Gegenstand gemeint sein. Zumal der Sprengel St. Spiritus zu diesem Zeitpunkt scheinbar nur eine Kapelle einschließt.

Ohne die Frage endgültig lösen zu wollen muss hier auf einen wichtigen typologischen Zusammenhang verwiesen werden, der sowohl bei Mundhenke, als auch bei allen anderen Texten zum Nikolaihospital etwas zu leichtfertig übersehen wurde: Eine Spitalkapelle, die – das sei hier mit Nachdruck gesagt – aufs engste an die Baulichkeiten des Hospitals anschließt, ist ein nahezu obligatorischer Bestandteil einer jeden derartigen Einrichtung. Im Idealfall ist der große Bettensaal so eng verschmolzen mit einer, durch ihre spezielle Architekturgestalt hervorgehobenen Kapelle, Altarapsis oder zumindest Altarnische, dass die Kranken fast vom Bett aus auf den Altar blicken können. Diese enge architektonisch-funktionale Bindung der Kapelle an den Spitalbau ist zum Zeitpunkt der Gründung der hannoverschen Einrichtung im 13. Jh. ein allgemeines europäisches Phänomen, das vom englischen Chichester über französisches Tonnerre bis Lübeck und Goslar reicht¹³.

Wie war das also im Hannoveraner Nikolai-Hospital? Die älteste Darstellung des Hospitalgebäudes bei Redecker von 1747 (Abb. 3) zeigt einen historischen, von Redecker rekonstruierten, Zustand (etwa zwischen 1660 und 1690¹⁴), des „Spitals II“, das zu Beginn des 18. Jh. so auffällig gewesen war, dass es in den Jahren 1728–30 komplett abgerissen und durch das anders geformte „Spital III“ ersetzt wurde. Auf der Zeichnung von Redecker sehen wir das Hospitalgebäude, dessen Bestand sicherlich zwei bis drei Hauptbauphasen enthält. Es ist stark zu bezweifeln, ob irgendeine von diesen Bauphasen noch auf die Gründung des Hospitals („Spital I“) im 13. Jh. zurückgeht. Der westliche wohl aus Backstein gemauerte Baukörper¹⁵ wurde laut Mundhenke in den neuzeitlichen Quellen bis ins 18. Jh. als das Siechenhaus bezeichnet, der Mitteltrakt aus Fachwerk wurde vielleicht als Elendenherberge genutzt und der ebenso in Fachwerk ausgeführte Osttrakt wurde als „lange hus“ bezeichnet. In dem letzteren Gebäudeabschnitt waren im 17. und 18. Jh. die Elenden, Prövener (Pensionäre) und im 17. Jh. auch der „Glockemann“ einquartiert¹⁶.

Diese von Mundhenke für die Neuzeit belegten Funktionszuweisungen weichen teilweise von denen ab, die auf der Zeichnung von Redecker zu sehen sind (Abb. 3). Zum Beispiel in dem westlichen gemauerten Baukörper befindet sich zwar eine (Siechen-)Stube aber auch ein Raum, der scheinbar bis jetzt als gräfliches Oratorium (!) bezeichnet wurde und nun als Schule dient.

12 Mundhenke, wie Anm. 5, S. 200.

13 Die Situation der Spitalkirche in dem jüngeren hannoverschen Spital St. Spiritus (das auf einer etwas ungewöhnlicher Zwickelparzelle zwischen der Schmiede- und Knochenhauerstrasse errichtet wurde) und ihr etwas rätselhafter Zusammenhang mit den Spitalbauten der Gründungsphase kann hier nicht als Referenzbeispiel genannt werden.

14 Mundhenke, wie Anm. 5, S. 290–294.

15 Völlig verwirrend wird dieser Massivbau bei Nöldeke am „Ostende der Anlage“ lokalisiert. Der Bau stand ganz sicher am westlichen Ende des Hospitalbaus. Arnold Nöldeke Stadt Hannover 1, Denkmäler des „alten“ Stadtgebietes Hannover (Die Kunstdenkmäler der Provinz Hannover 1,1) Hannover 1932 (Reprint Osnabrück 1979), S. 238.

16 Mundhenke, wie Anm. 14.

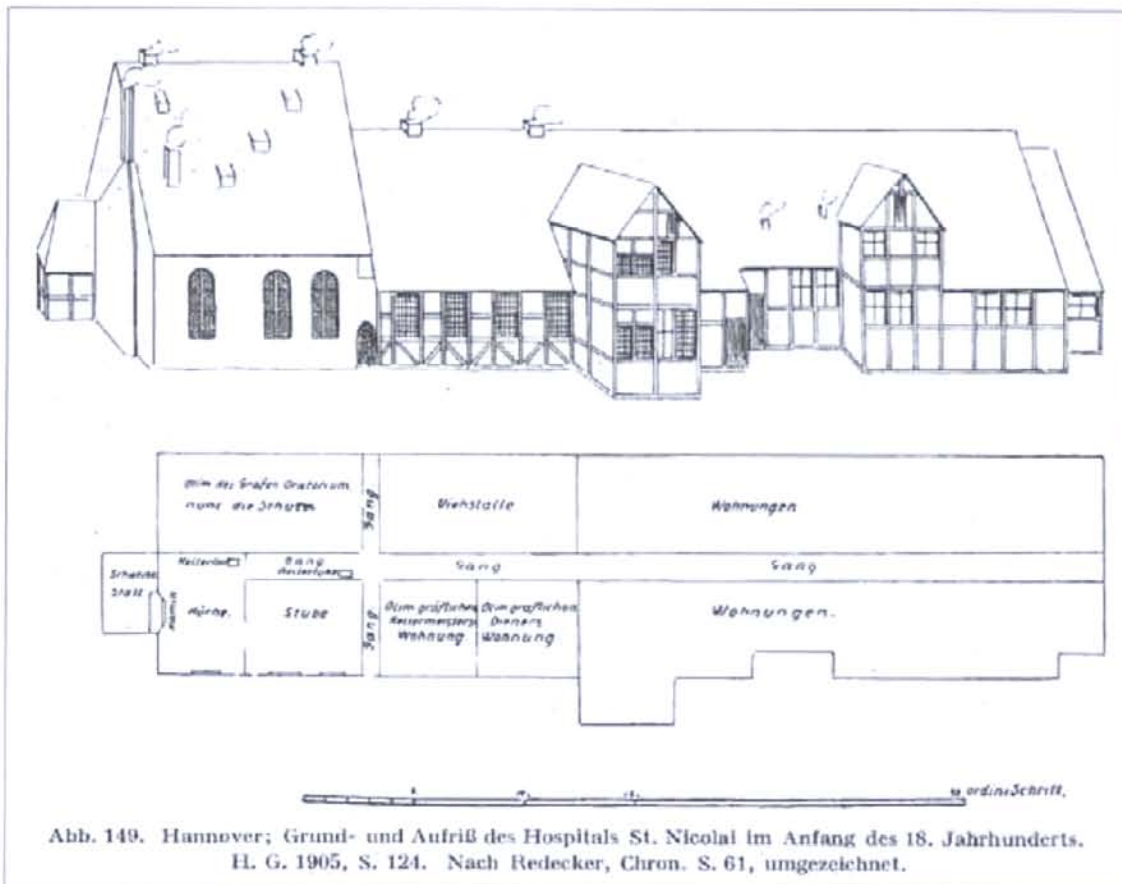


Abb. 3 Ansicht und Grundriss des ältesten 9,50 x 43,80 m großen Hospitalgebäudes nach Redecker auf der Umzeichnung von Nöldeke (wie Anm. 15, S. 237).

Eben dieser Massivbau und sein Zusammenhang mit den Fachwerkbauten ist hier von besonderer Bedeutung. Das unterkellerte, möglicherweise aus Backstein¹⁷ gemauerte Bauwerk mit der Grundfläche von etwa 9,5 x 10,0 m ist deutlich höher als die Fachwerkbauten, seine überdurchschnittlich großen und dadurch sicherlich nicht ganz billigen Fensteröffnungen deuten auf einen großzügigen saalartigen Binnenraum hin. Sollte man der Zeichnung vertrauen, dann waren die Fensteröffnungen rund- und das kleine Eingangsportal spitzbogig geschlossen, was den dargestellten Gestaltungszustand insgesamt nicht mehr in die Zeit der Hochgotik, sondern eher in die spät- oder nachmittelalterliche Zeit, unter Umständen in das frühe 16. Jh. datieren lässt¹⁸. Neuzeitlich – hier wird der Schätzung von Mundhenke widersprochen – dürfte der benachbarte, aus Fachwerk bestehende Mitteltrakt sein mit seinen großen Kreuzstockfenstern und Fußverstreben.

Die Gestaltungsmerkmale sowie der typologische Vergleich mit anderen Spitalern¹⁹ legen hier die Vermutung nahe, dass es sich beim Backsteinbau durchaus um eine ehemalige

17 Das Bauwerk ist auf den Plänen von Redecker rot angelegt. Eine, soweit möglich detaillierte, Betrachtung des Baubestandes bei Mundhenke, wie Anm. 14.

18 Auch Nöldeke spricht von der spätgotischen Herkunft der meisten Gebäude. wie Anm. 15, S. 238.

19 Nahezu identisches Erscheinungsbild: die massiv errichtete Kapelle und die aus Fachwerk ausgeführten Spitalbauten zeigt sich z. B. am Würzburger Siechenhaus. s. Jetter, wie Anm. 8, S. 76.

Spitalkapelle im charakteristischen engen Verband mit dem Krankenbau handeln könnte. Auch die Funktion als Oratorium (Abb. 3), auf die Mundhenke mit keinem Wort eingegangen, scheint dem teuren Massivbau angemessener zu sein, als ein Siechenhaus.

Dass hier in der Neuzeit trotzdem die Profannutzung erwähnt wird, ist an sich noch kein ausreichender Beweis gegen die Annahme einer ursprünglichen Sakralnutzung, denn eine Profanierung könnte hier mehrere Ursachen gehabt haben: Man denke hier nur an die mehreren neuzeitlichen Pestepidemien (1566, 1586/87, 1598, 1609, 1624–27, 1666)²⁰ sowie die damit verbundene Raumknappheit und die Funktionsverdichtung im Spital, die dazu geführt haben könnten. Das, was die ursprüngliche Nutzung dieses Bereiches als Kapelle in Frage stellen würde, ist viel mehr seine Lage im Westen des Gebäuderiegels. Eine Kapelle, selbst im 16. Jh., wäre eher im östlichen Bereich zu suchen. Da sich die Sonderfälle, die beispielsweise auf eine komplizierte Situation der Vorgängerbebauung auf dem Grundstück zurückgehen, nie ausschließen lassen, muss die hier vorgeschlagene Fragestellung unentschieden bleiben. Wir wissen auch nichts über ein eventuelles Patrozinium, das sich auf den hier beschriebenen Baukörper beziehen würde. Soll er – wie „unsere“ Friedhofskapelle – auch dem Heiligen Nikolaus gewidmet gewesen sein, dann muss der Umgang mit den überlieferten Nennungen der „capella sancti Nykolai“ etwas vorsichtiger sein als bis jetzt.

Der Ursprungsbau aus dem 3. Viertel des 13. Jahrhunderts

Die Entstehungszeit der Friedhofskapelle war lange Zeit nicht geklärt. Noch in dem oft gesichteten Inventar von 1932 vermutete Nöldeke wohl aufgrund der Nachricht über die Altarstiftung und in Verbindung mit der Stilistik des gotischen Chores, dass die Friedhofskapelle eine kurze Zeit nach 1323 als vollständiger Neubau entstand²¹. Erst die „Rettungsgrabung“ und eine Bauuntersuchung, die 1952 von Helmut Plath durchgeführt wurde, konnte anhand der Analyse der Fundamente, der Keramikfunde, der Bauformen bestätigen, dass die ursprünglich etwas bescheidener ausgeführte Kapelle etwa im 3. Viertel des 13. Jh. entstanden sein dürfte²². Diese Datierung sowie insgesamt die Erkenntnisse seiner Untersuchung können grosso modo auch heute als gültig angesehen werden.

Die von Plath ausgegrabenen Langhausfundamente, in allen vier Ecken miteinander verzahnt, bestanden aus dem grob gebrochenen Lindener Kalksandstein und waren lediglich mit Sand verfüllt²³. Nur die bis heute erhaltene Giebelwand, die den Chor vom Langhaus scheidet bildete hier eine Ausnahme. Der obere, ca. 60 cm starke Bereich ihres Fundamentes enthielt nicht Sand, sondern Mörtel in den Fugen.

Im Unterschied zum Langhaus waren die Fundamente des Chores und der dazugehörigen äußeren Pfeilern zwar aus gleichem Steinmaterial bestehend aber deutlich tiefer (genaue Angaben dazu fehlen) und vollständig mit Mörtel verfügt.

20 Klaus Mlynek, Waldemar R. Röhrbein (Hrsg.) Geschichte der Stadt Hannover. Bd. 1, Hannover 1992, S. 91 und 201.

21 Nöldeke, wie Anm. 15, S. 239.

22 Helmut Plath. Zur Baugeschichte der Nikolaikapelle. In: Hannoversche Geschichtsblätter, Neue Folge 11/1958, S. 381–394. Wichtig für die Eingrenzung der Datierung war auch die Feststellung, dass bei der Grabung von 1952 kein einziger Keramikrest geborgen wurde, das in die Zeit vor 1200 zu datieren wäre, S. 392.

23 Diese Bauart entsprach zwar den früheren, aus dem 12. Jh. stammenden Gründungen des romanischen Vorgängerbaus der Aegidienkirche. Dieser Ähnlichkeit ist jedoch kein großer Wert beizumessen, weil sich die Bauweisen der Fundamente in bestimmten Gegenden über Jahrhunderte wenig oder gar nicht verändert haben. Zur Gründung der Aegidienkirche: Helmut Plath, Die Ausgrabung in der Aegidienkirche zu Hannover. Ein Beitrag zur Bau-, Kultur- und Frühgeschichte der Stadt Hannover. In: Hannoversche Geschichtsblätter, Neue Folge Bd. 6/ H. 1, Hannover 1952, S. 5–91.

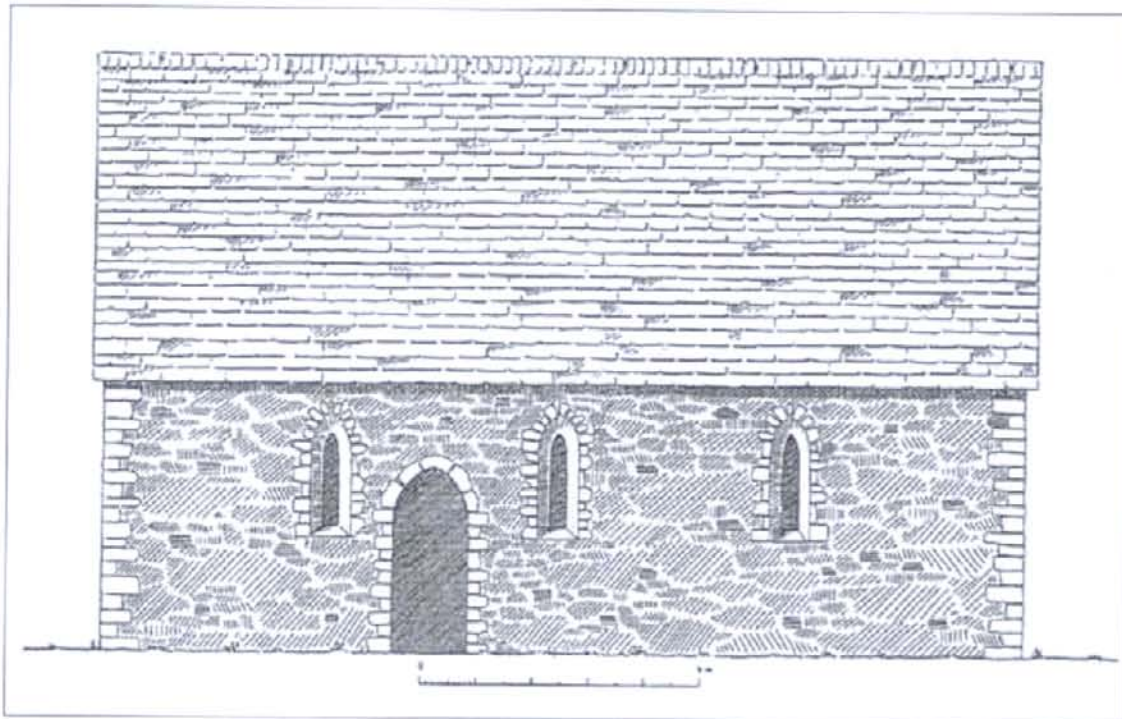


Abb. 4 Südliche Kapellenwand. Rekonstruktion des ersten Bauzustandes aus dem 13. Jh. nach Plath 1958, S. 392.

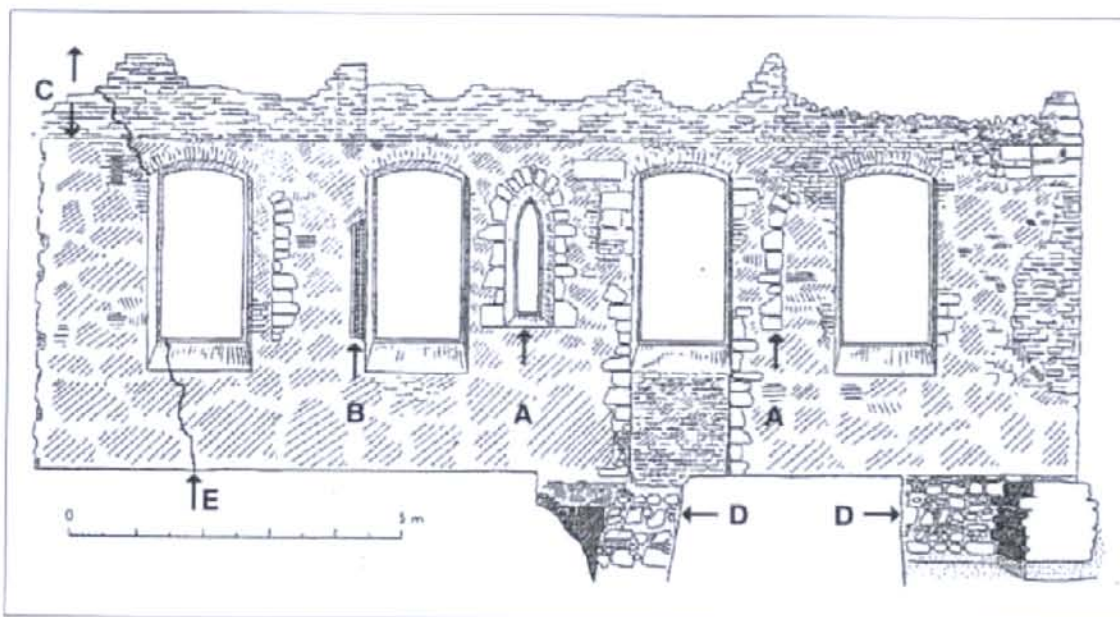


Abb. 5 Die Innenseite der südlichen 1953 weitgehend abgerissenen Südmauer in der Bauaufnahme von Plath (1958, S. 386). Folgende Befunde wurden vom Verfasser ergänzend mit Ziffern markiert:

- A älteste Fenstergewände des 13. Jh.
- B zweitälteste Fenstergewände des 15. Jh.
- C Mauerwerksaufstockung von 1742
- D Grabungs sondagen von 1952
- E Markierung der Abbruchfuge von 1953, der Bereich links von der Fuge bis heute erhalten.

Eine Grabungssondierung an der Stelle, wo sich die südliche Chorwand an die große Giebelmauer anschließt, zeigte, dass das Chorfundament auf die Abtreppung der Giebelmauer aufgesetzt ist. Es bestand also keine Verzahnung zwischen beiden Gründungsmauern. Der Befund brachte die entscheidende Aussage, dass der Chor erst nachträglich an das ältere Langhaus angebaut wurde.

Als Fazit berichtete Plath, dass die Kapelle ursprünglich aus einem schlichten rechteckigen Baukubus bestand (Abb. 4).

Von Bedeutung war auch die Aussage, dass das Chor- und Altarfundament die gleiche Beschaffenheit aufwiesen und aus gleicher Zeit stammen dürften. Der Bau des Chores kann demzufolge mit der Altarstiftung von 1323 in Verbindung gebracht werden.

Bevor hier jedoch auf den Chor eingegangen wird, soll zunächst das einmalig von Plath untersuchte und anschließend fast vollständig zerstörte Kapellenschiff besprochen werden. Seine Untersuchung konzentrierte sich aus mehreren Gründen²⁴ vor allem auf die südliche Schiffsmauer.

Auf deren Innenseite befanden sich neben den vier gleichaltrigen jüngeren Fenstern Spuren älterer Öffnungen (Abb. 5). Eine solche spitzböige Fensteröffnung, in der Mitte platziert, war noch weitgehend erhalten. Die steinmetzmäßig zugerichteten Gewändequader dieser schlitzartigen Öffnung (lichte Masse = 31 x 142 cm) waren sauber in das Mauerwerk eingebunden. Aus identisch ausgeführten Quadern bestand auch die Laibung eines Eingangs unter der dritten Fensteröffnung vom Osten. Plath rekonstruierte den Eingang dank einiger – höchstwahrscheinlich aus gleichem Zusammenhang stammender Spolien – als ein 1,42 m breites und 3,42 m hohes Spitzbogenportal. Die von ihm vorgeschlagene Datierung der hier beschriebenen sehr schmalen Spitzbogenöffnungen in die Mitte des 13. Jahrhunderts ist durchaus korrekt²⁵.

Helmut Plath äußerte sich zwar nicht zum ursprünglichen Raumabschluss des kleinen Bauwerks. Es muss aber auch ihm klar gewesen sein, dass es hier kein Gewölbe, sondern nur eine Decke gegeben hat, die wir allerdings nicht in Details rekonstruieren können. Gegen die Präsenz einer Einwölbung spricht das Fehlen der Strebepfeiler an der von Plath untersuchten südlichen Schiffsmauer. Mit der Auflage einer ehemaligen Holzbalkendecke hängt sicherlich der Mauervorsprung zusammen, der auf der Westseite der bis heute erhaltenen Giebelmauer in der Traufhöhe zu sehen ist (Abb. 7).

Der gotische Choranbau, kurz nach 1323

Die bereits geschilderte, 1952 registrierte Befundlage im Fundamentbereich lässt den Chor in die zweite Bauphase datieren. Nach Plath wurden während der Grabung auch keine Hinweise auf eine frühere Chorapsis festgestellt.

²⁴ Möglicherweise war schon zu diesem Zeitpunkt absehbar, dass der Chor nicht abgerissen wird. Die nördliche Mauer des Kapellenschiffes wies keine Baubefunde aus dem Mittelalter auf, was im Folgenden besprochen wird.

²⁵ Diese stilistische Datierung der Baudetails scheint auch ein vereinzelter Fund einer Keramikscherbe im Fundamentgraben der südlichen Schiffwand bestätigt zu haben, den Plath ebenso in das 13. Jh. datiert hat. Die große Bedeutung, die Plath diesem Fund beimisst, muss hier jedoch insofern durch den Hinweis relativiert werden, als sich hier um einen singulären Fund handelt. Plath, wie Anm. 22, S. 392.



Abb. 6 Die Innenansicht des Chores. Die abschließende Fuge der Grundmauer graphisch verdeutlicht. Ganz links ist ein Fragment der Piscina zu sehen (Foto Dr. Manfred Wiggenhagen, Leibniz Universität Hannover).

Das auf einem Fünffachtelgrundriss errichtete Chorpolygon (Abb. 12) wurde eingewölbt. Die, mangels aussagekräftiger, älterer Bauaufnahmen oder Fotos unbekannte Gewölbeform wird, an anderer Stelle rekonstruiert.

Die Vertikalgliederung des äußeren Maueraufrisses (Abb. 10) besteht aus vier Strebepfeiler und fünf Spitzbogenfenster. Die Horizontalgliederung erfolgt durch umlaufende Elemente wie Sockelvorsprung, Brüstungs- und Traufgesims sowie durch die Gesimspalten der Strebepfeiler. Bis auf das geschmiegte Traufgesims sind alle anderen Gesimse mit einem typisch gotischen Kaffprofil ausgeführt. Die nur rudimentär erhaltenen Maßwerkfenster waren zweibahnig, im oberen Bereich befanden sich je zwei gedrungene Dreipassbogen unter einem Vierpass.

Die drei mittleren Fensteröffnungen der Chorapsis nehmen die komplette Breite der Wandsegmente zwischen den Pfeilern ein. Darin ist deutlich der hochgotische Planungsansatz erkennbar, bei dem die Mauermaße stark aufgelöst und das ganze Bauwerk auf ein skelettartiges System der tragenden Glieder eingeteilt ist. Der kleine Kapellenchor steht also in der hochgotischen Stein-Skelettbau-Tradition der „gläsernen“ Chöre, die mit der Pariser Sainte-Chapelle (1245 – 1248) in Frankreich ihre Reife erreicht und in Deutschland des 14. Jh. mit glanzvollen Chorbauten in Erfurt (1349 – 70/72) und Aachen (1356 – 1415) resultiert.

Der Innenraum des Chorpolygons war, sieht man von den nicht erhaltenen Elementen (Gewölbe, Farbfenstern, Wandmalereien) ab, durch Dienste mit birnenstabförmigen Profilen geschmückt und gegliedert. In der Nordwand findet sich eine Nische (Abb. 10, 12, Befund 2), die mit einem Auslaufkanal ausgestattet ist. Auf der Außenseite etwas unterhalb der Nische befindet sich ein Ausgussstein²⁶. Es handelt sich dabei vermutlich um eine „Piscina“ ein Becken zum liturgischen Händeabwasch durch Priester.

Das Chormauerwerk besteht aus Kalkstein obwohl hier auch andere Steinarten ohne erkennbare Regel verwendet wurden. Die auf Verputz berechnete Innenschale ist aus grob

26 Der Befund ist zweifellos ursprünglich, auch wenn es im Außenbereich zwei Reparatursteine gibt.



Abb. 7 Giebelwand zwischen dem abgerissenen Kapellenschiff und dem Chor, Westansicht (Foto Verfasser).

zugehauenen Bruchsteinen nur annähernd lagerhaft versetzt (Abb. 6)²⁷. Auf der Außenseite wurden insbesondere Strebepfeiler, Fenstergewände und Sockelpartie „einigermaßen ordentlich“ unter Verwendung des teuren Quadermauerwerkes gestaltet (Abb. 10). Diese ökonomisch diktierte bautechnische Differenzierung zwischen den Bruchsteinen Innen und Quadern Außen ist nicht untypisch für die bürgerlichen Bauinvestitionen der Hochgotik.

Giebelwand und Triumphbogen

Für den Anschluss des Chores, wie schilderte es Plath, war ein großer Ausbruch in der ursprünglich glatt abschließenden Ostwand erforderlich. Das im allerersten Arbeitsschritt ausgebrochene, ziemlich unregelmäßige Loch wurde mittels Backsteinverkleidung zu einem spitzen Triumphbogen umgestaltet (Abb. 7).

Es lohnt sich an dieser Stelle ganz generell die Bedeutung der Backsteinverwendung an unserem Bauwerk hervorzuheben. Dies ist insofern interessant, als die Stadt Hannover einen ausgesprochenen Grenzpunkt zwischen den Gebieten der niederdeutschen Backsteingotik und den südniedersächsisch-mitteldeutschen Steinbaugebieten der Germanischen Trias und des Solings markiert²⁸. Die Nikolaikapelle vereint beide Techniken und ist zugleich ein

27 Die Innenschale im Chor der Nikolaikapelle stellt nach der – leider mit nicht zu vielen Beispielen untermauerten Typologie von Rainer Atzbach – eine Übergangsform dar zwischen dem zweiten (Mitte 12. bis Mitte des 13. Jh.) und dritten hannoverschen Mauerwerkstypus (14. Jh.). S. Rainer Atzbach, Historische Mauerverbände und Ziegelformate in Hannover. In: Hannoversche Geschichtsblätter, N. F. 51/1997, S. 187–194.

28 Anschauliche und immer noch gültige Kartierungen dazu liefert die, heute in gewisser Hinsicht kritisch zu sehende Arbeit von Anneliese Siebert, Baustoff als gestaltender Faktor der niedersächsischen Kulturlandschaften, Beitrag zur niedersächsischen Landeskunde und allgemeinen Kulturgeographie. Bad Godesberg 1969.

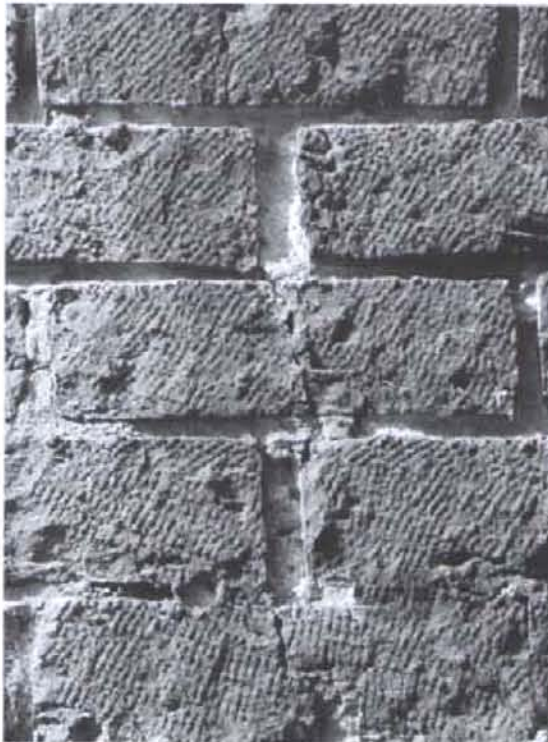


Abb. 8 Oberflächenbehandlung der Profilziegeln im Bereich des Triumphbogens (Foto Verfasser).

für Hannover immerhin sehr frühes Beispiel der Backsteinverwendung, die hier in der ersten Hälfte des 14. Jh. etwa zeitgleich mit der Baustelle der Marktkirche den Einzug gehalten hat. In der allerersten Phase wird Backstein in Hannover nur in Mischverbänden mit Bruchsteinen oder nur für das Gewölbe – wie in unserem Kapellenchor – verwendet. Die Nikolaikapelle ist vielleicht sogar das früheste Hannoveraner Beispiel für diese flexible Arbeitsweise, wo man den Backstein so gezielt einsetzt.

Die Ziegelgewölbe in den Profanbauten kommen in Hannover erst deutlich später vor. Als erstes gilt das Gewölbe unter dem Marktflügel des Rathauses. Als man dieses von 1409 bis 1413 baute, konnte man bereits auf eine mehrere Jahrzehnte zurückreichende Erfahrung mit den unterschiedlich dimensionierten Ziegelgewölben der Marktkirche und der Nikolaikapelle zurückblicken²⁹.

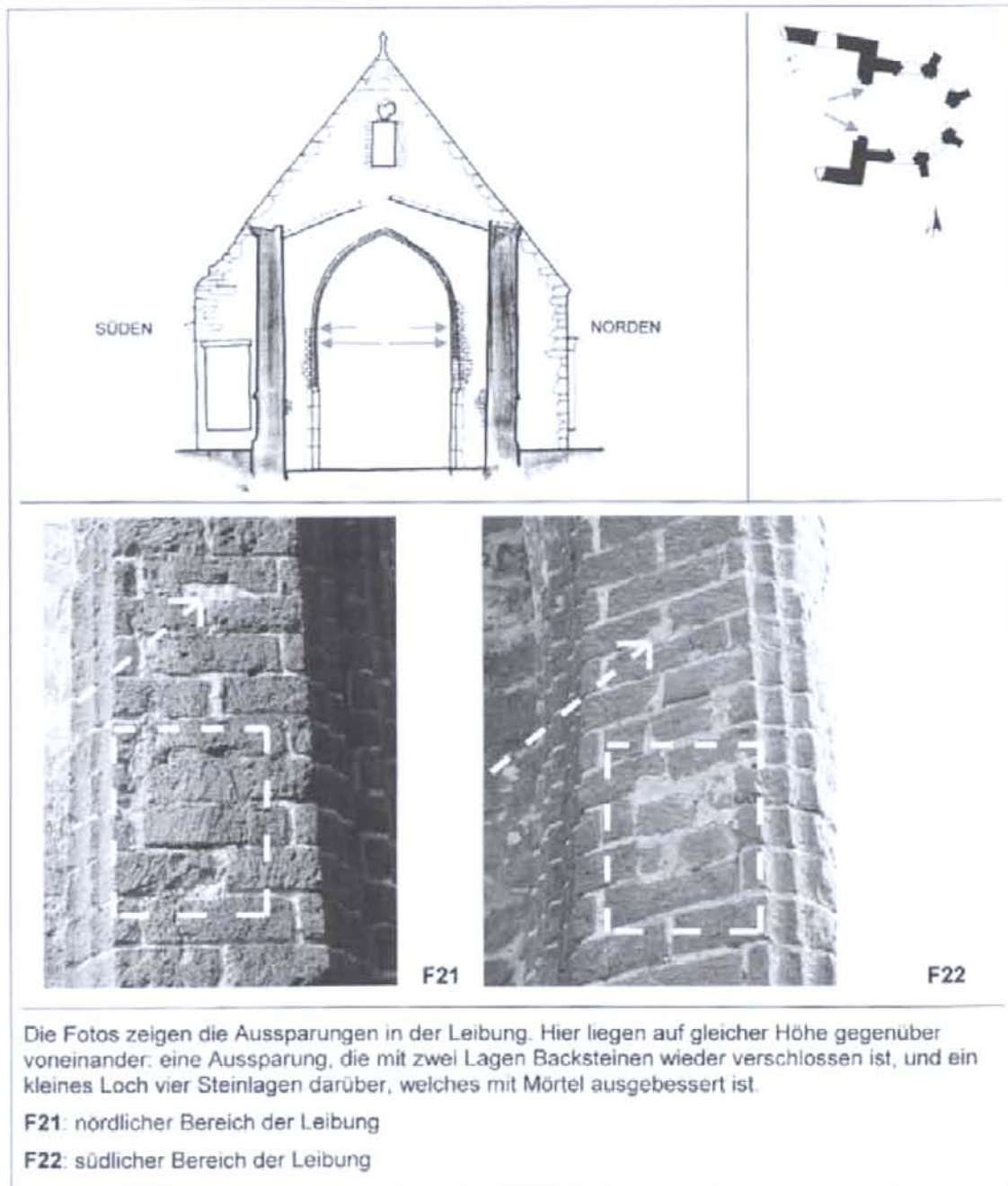
Doch im Gegensatz zur Marktkirche blieb beim Kapellenchor nicht die Backstein-, sondern die Natursteinästhetik verbindlich. Das zeigen folgende Befunde im Bereich des Triumphbogens: Der große unregelmäßige Durchbruch wurde mit einigen wenigen Steinblöcken auf der Ostseite, und – wie schon gesagt – vor allem mit profilierten Backsteinen ausgekleidet.

Interessant ist dabei das Aussehen dieser „klosterformatigen“ Backsteine³⁰, die an den Laibungskanten mit einem Doppelkehlenprofil ausgestattet sind. Sie weisen eine ungewöhnliche Oberflächenfaktur auf. Derartige speziell behandelten Backsteinoberflächen sind aus der Frühzeit dieser Bautechnik bekannt, gewissermaßen als „Imitate“ der steinmetzmäßig bearbeiteten Quader (z. B. der älteste märkische Backsteinbau: St. Nikolaus in Jerichow, 2. H. 12. Jh.). Doch der Oberflächenbefund in der Nikolaikapelle spricht eher für die Absicht, die Mauerwerksoberflächen, einschließlich der Triumphbogen-Laibungskanten zu verputzen oder zumindest mit einer dünnen Putzschlämme zu versehen.

Diese Riefelung ist – das bestätigen einige Detailbeobachtungen – nicht vor, sondern erst nach dem Ziegelbrand ausgeführt worden. Es bleibt allerdings ein Rätsel, ob sie viel später oder gleich nach der Ausführung des Triumphbogens entstanden ist. Für die zweite Variante spricht folgende Vorstellung: Man wollte mit einem Verputz die krassen Farbunterschiede ausgleichen zwischen dem grauen Bruchstein und der strahlend roten, unregelmäßig umrissenen Backsteinflickung.

²⁹ R. Atzbach, wie Anm. 27, S. 191.

³⁰ Die Backsteine weisen die Höhe von 8–9 cm auf. Leider lassen sich aus den Formaten keine weiteren, zuverlässigen Schlussfolgerungen bezüglich der Einordnung in den bauhistorischen Kontext ableiten, weil die wenigen Parallelbeispiele des 13. und 14. Jh. sehr unterschiedlich dimensioniert sind. S. R. Atzbach, wie Anm. 27, S. 191.



Die Fotos zeigen die Aussparungen in der Laibung. Hier liegen auf gleicher Höhe gegenüber voneinander: eine Aussparung, die mit zwei Lagen Backsteinen wieder verschlossen ist, und ein kleines Loch vier Steinlagen darüber, welches mit Mörtel ausgebessert ist.

F21: nördlicher Bereich der Laibung

F22: südlicher Bereich der Laibung

Abb. 9 Die zugesetzten Öffnungen in der Laibung des Triumphbogens (Foto Verfasser).

In der Laibung des Bogens fallen beim genaueren Hinschauen weitere interessante Befunde auf. So sind zum Beispiel auf der nördlichen und südlichen Laibungsoberfläche exakt in gleicher Höhe, ca. 290 cm über der steinernen Schwelle des Triumphbogens zugesetzte Öffnungen zu sehen (Abb. 9). Ihre absolut identische Höhenlage spricht dafür, dass sie bereits beim Bauen einnivelliert also planmäßig und durchdacht angelegt worden sind. Deren übereinstimmende Höhenlage aber auch identische Abmessungen von ca. 20 x 20 cm sprechen für die Präsenz eines durchgehenden Balkens. Dessen Sinn ist aber nicht ganz klar. In manchen großzügig ausgestatteten Kirchen befindet sich ausgerechnet an dieser Stelle

ein Holzbalken auf dem z. B. eine Kreuzigungsgruppe, also drei Holzskulpturen aufgestellt sind. Dieses ist jedoch für die – zumindest in der Anfangszeit – eher ärmlich ausgestattete Nikolaikapelle auszuschließen³¹. Außerdem ist es nicht denkbar, dass der verhältnismäßig dünn dimensionierte Balken, der die lichte Breite des Bogens (342 cm) frei zu überspannen hätte, drei, womöglich überlebensgroße Holzskulpturen hätte tragen können. Ein solcher Balken hätte sich schnell verformt.

Da die in diese Löcher hinein geflickten Backsteine mit ihren Formaten, ihrer Oberfläche und Farbigkeit den sonstigen Ziegeln im Triumphbogen entsprechen, ist hier eine andere Deutung vorstellbar. Möglicherweise wurde hier während des Bauens ein Holzbalken eingemauert, der von unten gestützt, der Aufstellung eines für den Triumphbogenaufbau notwendigen Leegerüsts diente. Vielleicht erklärt diese Deutung den Sinn von kleinen Backsteinaussparungen (Abb. 9), die auf beiden Seiten, exakt vier Ziegellagen über der Oberkante der zugesetzten Öffnungen zu sehen sind: Hier hätten die Diagonalstreben für das Leegerüst eingesteckt werden können. Dass beim Aufbau des Triumphbogens ein Leegerüst verwendet werden musste steht außer Frage. Sollte sich bei den hier vorgestellten Befunden um dessen Spuren handeln, so mag es lediglich verwunderlich sein, dass sie nicht exakt in der Kämpferlinie, sondern knapp darunter anzutreffen sind.

Neben dem Durchbruch des Triumphbogens wurde auch die kleine Dreipassöffnung (Abb. 7), die von Anfang an dem Belichten und Belüften des Dachbodens diente, nach unten verbreitet und zu einem Durchgang umfunktioniert. Nach dem Einbau des Chorgewölbes war das der einzige Zugang zum Chordachboden. Dass das aus größeren Steinblöcken zusammengesetzte Dreipassgewände nicht entfernt worden ist, lag nicht etwa an der Vorliebe für dieses dekorative Detail, sondern ausschließlich an der Gefahr der Zerstörung der gesamten Giebelspitze, die sich beim Herausnehmen der Blöcke eingestellt hätte.

Vom Sockel zum Gewölbe

Wohl erst nach der Durchführung des Ausbruches und nach der Beseitigung des Schuttmaterials, das möglicherweise für die Chorfundamente hätte genutzt werden können, begann man mit der Errichtung des Chores.

Selbst an diesem relativ kleinen Bauwerk sind beim genaueren Hinschauen mehrere aussagekräftige Informationen über die Planung, Ausführung und über eine gewisse Professionalität der Bauleute ablesbar. Wie ging man also bei der Errichtung des Chores vor?

Wie das auch bei allen größeren Kirchenbaustellen üblich war, erstellte man nach der Ausführung der Fundamente die Grundmauer. Auf der Außenseite des Chores fällt sie durch die durchgehende Verwendung etwas größerer Quader auf (Abb. 10, Befund 1). Auf der Innenseite sieht man ihre Oberkante erst auf den zweiten Blick als eine horizontale Fuge, die durch kleinteilige Ausgleichschichten auffällt (Abb. 6). Die wichtigsten Gliederungselemente wie u. a. Strebepfeiler, Dienste aber zum Beispiel auch der Ort an dem die Piscina eingebaut werden sollte, wurden in diesem ersten Bauabschnitt unmissverständlich festgelegt (Abb. 11).

³¹ „Als Johann von dem Steinhaus ihn [P.Z.: den Hauptaltar] 1323 bedenkt, spricht die Urkunde nur von dem Altar. Mehr hat die Kapelle also bis dahin nicht besessen.“ Mundhenke, wie Anm. 5, S. 204. Erst im weiteren Verlauf des Mittelalters sammelte sich hier eine kostbare Ausstattung (s. Textabschnitt „Spätere Veränderungen“).

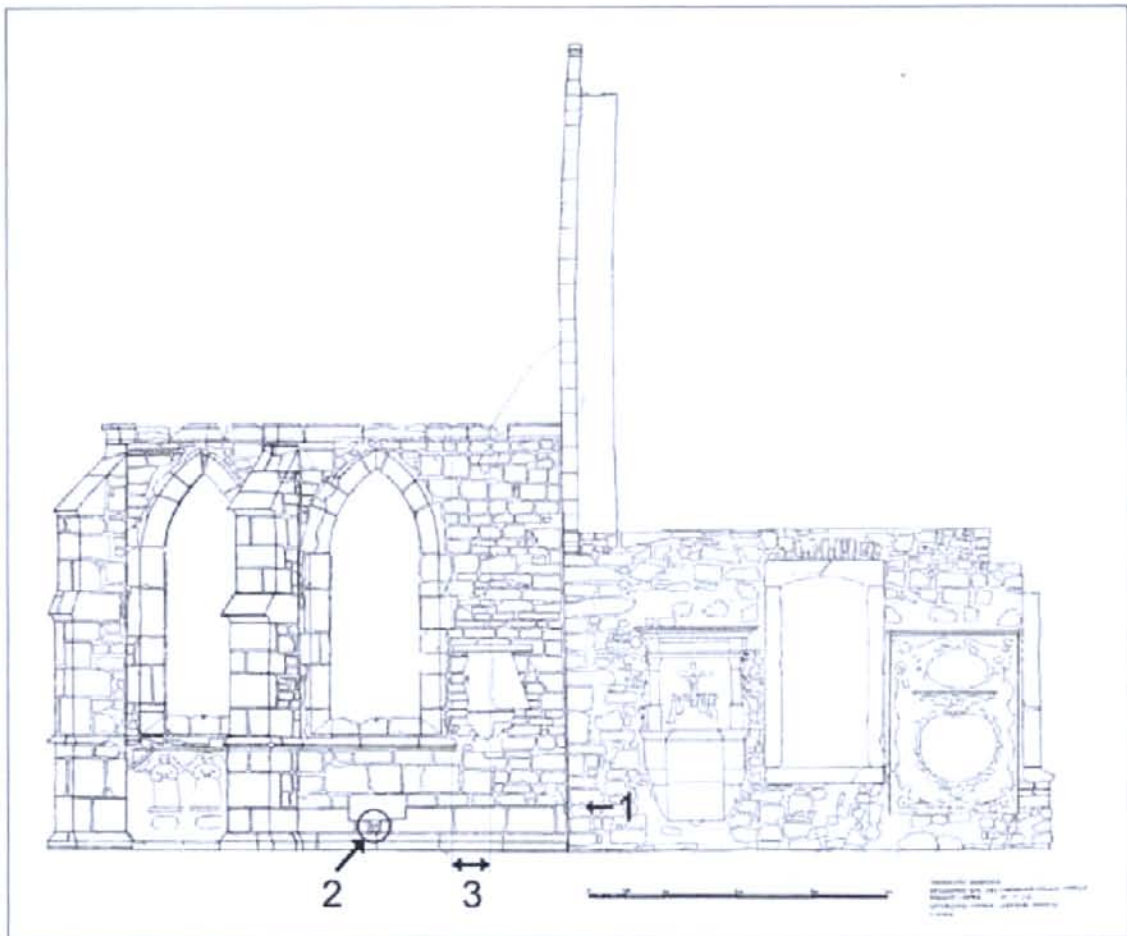


Abb. 10 Nordansicht. 1. die Grundmauer unterhalb der mit dem Pfeil markierten Fuge an einer Reihe der Steinquader erkennbar, die unmittelbar auf dem vorspringenden Sockel aufgelegt sind, 2. Gussstein der Piscina. 3. An dieser Stelle hätte ein Strebepfeiler aufgestellt werden sollen, s. Erklärung im Text. (Aufmass: Leibniz Universität Hannover, Katarzyna Cynka, Justyna Mintus).

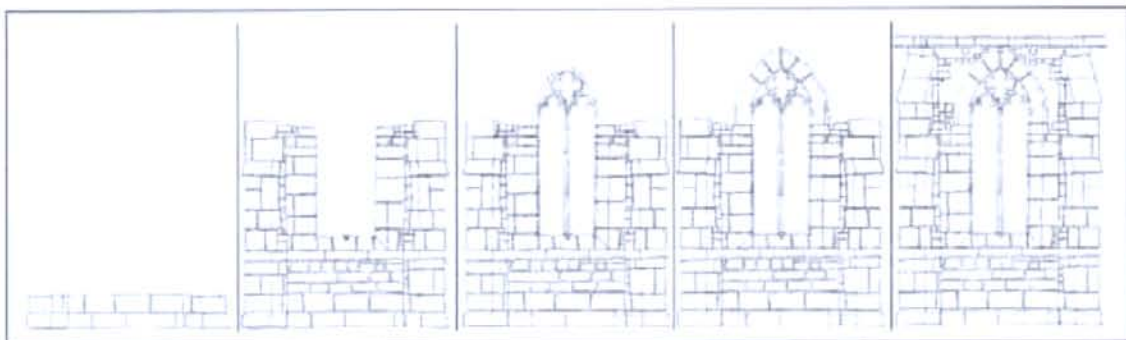


Abb. 11 Schematische Darstellung der Bauabfolge bei der Verrichtung der Maurerarbeit (Zeichnungen: Verfasser und Oliver Brieger, Leibniz Universität Hannover).

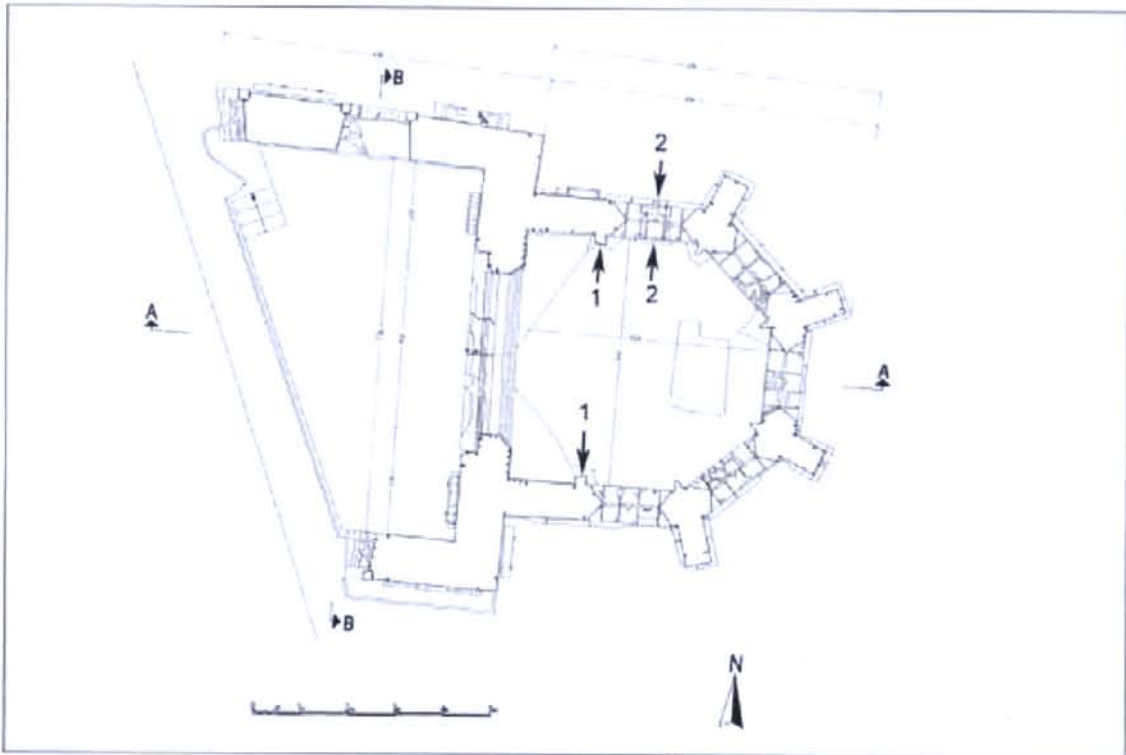


Abb. 12 Grundriss, 1. die Dienstbündel, 2. Piscina. (Aufmass: Leibniz Universität Hannover: Kirstin Freund, Alexandra Hönniger, Katarina Knapik).

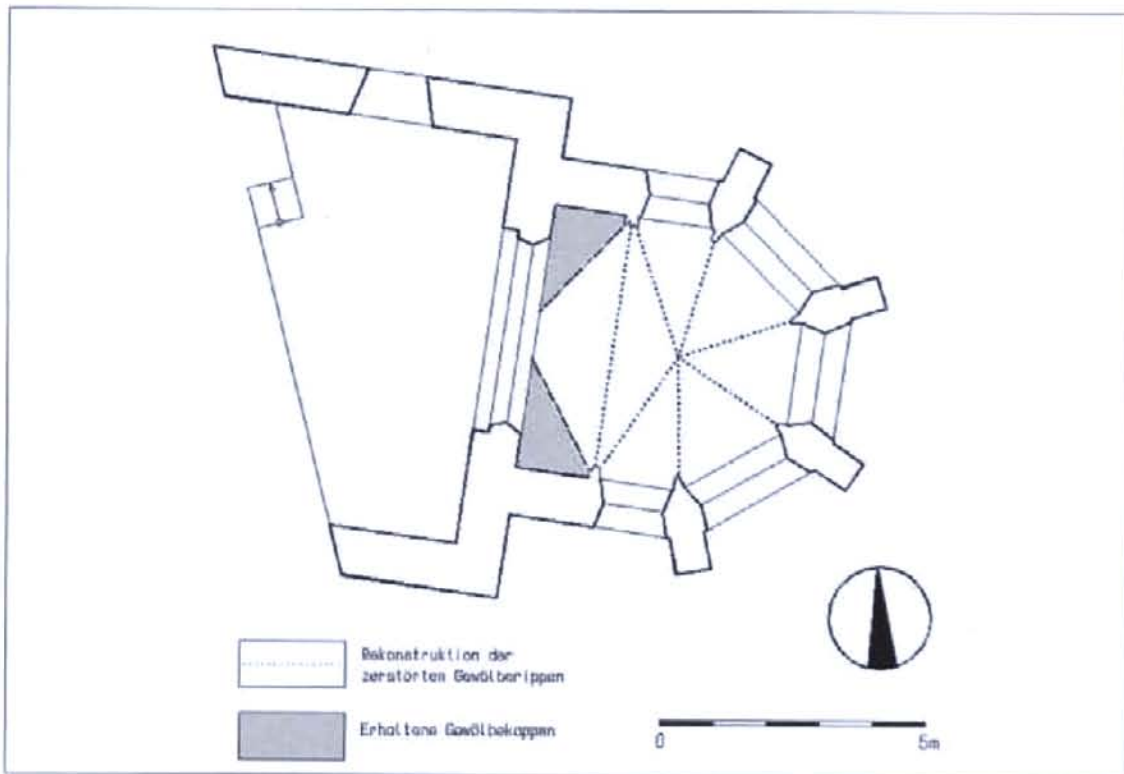


Abb. 13 Rekonstruktion der Rippenverläufe (Zeichnung: Verfasser und Oliver Brieger, Leibniz Universität Hannover).

Nach der Fertigstellung der Grundmauer musste man einige Zeit die Gründungssetzung abwarten, bevor weiter gebaut werden konnte. Erst dann wurde das Mauerwerk etwa bis zur Kämpferlinie der Maßwerke geführt. Im nächsten Schritt wurde zunächst die teure, bildhauerisch ausgeführte Oberpartie des Maßwerkes (so genanntes „Couronnement“) zusammengesetzt. Anschließend wurden die Maßwerksteine durch schwere Gewändesteine der Spitzbogenlaibung sorgfältig abgedeckt. Allein die Montage der in ihrem technischen Aufbau so einfach aussehenden Mittelstäbe war eine Aufgabe für Profis: Das Vergießen der Eisendübeln mit flüssigem Blei, das nur eine bestimmte Temperatur haben durfte, erforderte fortgeschrittene Erfahrungswerte.

Nach der Fertigstellung der Maßwerke wurde das Mauerwerk bis zur Traufe hochgeführt, so dass anschließend das Dachwerk aufgestellt werden konnte. Wie üblich begann man erst nach der Aufrichtung der Dachkonstruktion mit dem Bau des Gewölbes. Seine Form ist zwar auf keinem einzigen Foto oder Plan überliefert, aber die erhaltenen, aus Stein ausgeführten Dienste sowie die Rippenansätze aus Backstein erlauben seine Rekonstruktion. Im Übrigen versprach die Anwendung von Backstein als Wölbungsmaterial eine Baukostensenkung und höhere Flexibilität beim Aufbau. Das Gewölbe wurde offenbar mit einem fünfstrahligen Zentralbereich ausgestattet, dem noch zwei dreieckige Mittel- und zwei Eckfelder an der Giebelwand vorgelagert waren. Nur die letzteren sind bis heute erhalten geblieben (Abb. 13).

Die Betrachtung der Gewölbekonstruktion wirft zwei spannende Überlegungen auf, die uns einiges über den Erfahrungshorizont der Bauplanung und der Bautechnik im 14. Jh. in Hannover mitteilen.

Zum ersten muss etwas ausholend erklärt werden: Es wird in der Architekturhistoriographie häufig die Meinung vertreten, dass die Gebäude der Romanik und der frühen Gotik ganz ohne Planzeichnungen errichtet wurden³². Der Grund dafür ist folgender: Nimmt man den aller ältesten mittelalterlichen Bauplan aus (den Klosterplan von St. Gallen, um 820) dann sind uns die frühesten Bauzeichnungen erst seit dem im 13. Jh. bekannt. Ohne diese These vom Bauen ohne Planzeichnungen hier kritisch bewerten zu wollen, beweist der Kapellenchor, dass hier eine ziemlich exakte Vorstellung von der räumlichen Form des Gebäudes vorlag, bevor man überhaupt anfangen zu bauen. Das verrät die Betrachtung eines unscheinbaren Details, der Profilierung der Dienstbündel im Chor (Abb. 14–15). Diese bereits in der Grundmauer, also in der ersten Arbeitsschicht eingesetzten Steine haben einen Drei-Stab-Querschnitt, dessen Stäbe unter verschiedenen Winkeln aus dem Schaft ausgehen und die differenzierte Ausrichtung der drei Gewölberippen vorwegnehmen. Die Geometrie des Chorgewölbes war also bekannt gewesen, bevor man in den frisch ausgehobenen und gefüllten Fundamentgruben die ersten Steine für die Grundmauer setzte. Das spricht für eine klare räumliche Vorstellung des Baumeisters, für seine Professionalität und möglicherweise für das frühere geometrische „Durchspielen“ des Konzeptes auf dem Pergament.

Eine zweite Überlegung bezieht sich wieder auf dieselben Stellen, deren genaue dreidimensionale Betrachtung aus einem anderen Grund zu interessanten, um nicht zu sagen erstaunlichen Schlussfolgerungen führt. Das Thema ist hier die Relation zwischen dem Entwurf und seiner konstruktiven Ausführung: Obwohl es sich bei den Dienstbündeln im Chor

³² Dietrich Conrad, Kirchenbau im Mittelalter. Bauplanung und Bauausführung. Leipzig 1990, S. 75, Miron Mislin, Geschichte der Baukonstruktion und Bautechnik, Bd. 1, Düsseldorf 1997, S. 195.

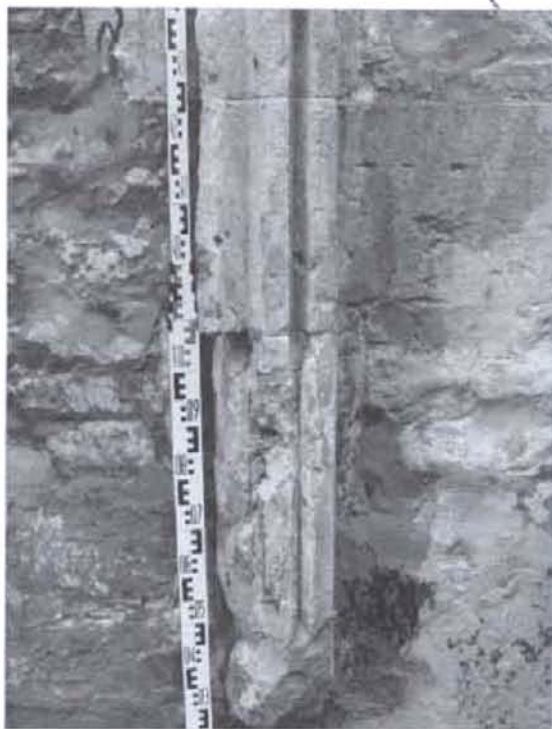


Abb. 14 Der untere Bereich des nördlichen Dienstbündels (vergl. Abb. 12, Befund 1), heute ca. 30 cm über der Rasensohle zerstört, ursprünglich bis nach ganz unten führend. Die drei Stäbe gehen unter unterschiedlichen Winkeln aus dem Schaft aus (Foto Verfasser).



Abb. 16 Die beiden an die Giebelwand anschließenden Eckschalen des Chorgewölbes (hier die südliche zu sehen) wurden besonders steil geführt, so dass sie weit über die Mauerkrone aufsteigen (vgl. Abb. 10). Ohne die Präsenz der Giebelwand wäre das nicht so einfach gewesen.



Abb. 15 Der obere Bereich des nördlichen Dienstbündels mit den von ihm ausgehenden Rippenansätzen aus Backstein (Foto Verfasser).

um Konstruktionspunkte handelt, die am meisten statisch belastet sind – hier treffen drei Gewölberippen zusammen – wurden auf den Außenseiten keine Strebepfeiler aufgestellt! Die Strebepfeiler hätten hier die Funktion gehabt, gegen die schräg von den Rippen auf die Wände abgeleiteten Schubkräfte zu wirken. Die Ursache für dieses offensichtlich bewusste Weglassen der Strebepfeiler werden wir natürlich nie direkt erfahren. Es scheint jedoch möglich, dass sie aus rein gestalterischen Gründen an diesen Stellen nicht errichtet wurden. Sie wären hier optisch zu eng an die Giebelmauer gedrängt gewesen (Abb. 10, Detail 3). Andererseits ist hier auch ein Wunsch des Auftraggebers denkbar, der einige glatte Flächen am Chor der Friedhofskapelle für die lukrativ zu finanzierenden Epitaphen brauchte.

Damit zeigt sich, völlig überraschend an diesem kleinen Bauwerk eine interessante Wechselwirkung zwischen dem Entwurf und seiner bautechnischen Bewerkstelligung.

Um den problematischen Seitenschub des Gewölbes zu reduzieren, der an dieser Stelle besonders stark ist, wurden die bis heute erhaltenen Eckfelder des Gewölbes besonders steil gebaut, so dass sie deutlich über die Mauerkrone reichen. (Je steiler werden die Gewölbe, desto geringer ist der Seitenschub auf die Umfassungsmauer).

Bedenkt man, dass in unserem Kapellenchor kein Ringanker verwendet wurde, der die Mauerscheiben gleichsam wie ein Korsett zusammenhalten würde, so haben wir es bei diesem kleinen Bauwerk mit einer verhältnismäßig mutigen Statik zu tun. Das spricht auch für die Erfahrungen des anonymen Baumeisters, dessen Signatur vielleicht in dem einzigen Steinmetzzeichen am nordöstlichen Strebepfeiler des Chors zu sehen ist.

Der Anbau des Chores und vor allem der damit verbundene Ausbruch des Bogens blieben wohl nicht ohne weitere Konsequenzen für den älteren Kernbau der Kapelle, der nun zum Kapellenschiff wurde. Das lässt sich jedenfalls aus der Form des Triumphbogens schließen, der weit über die Trauflinie des Kapellenschiffes hinaufsteigt und die Vorstellung einer flachen, auf der Mauerkrone aufgelegten Holzbalkendecke ausschließt (Abb. 7). Mit großer Wahrscheinlichkeit errichtete man im Kapellenschiff nach dem Choranbau ein Holztonnendachwerk. Den Scheitel der Holztonne kann man sich knapp unter der Schwelle der Durchgangsöffnung im Giebel vorstellen. Holztonnendachwerke sind zum Beispiel in Thüringen bereits seit dem späten 13. Jh. bekannt (Erfurt, über dem Dormitorium des Predigerklosters, 1278/79) und werden um die Mitte des 13. Jh. vor allem in Erfurt und in Mühlhausen recht populär. Nach Hannover kann die Konstruktionsidee auch aus den Niederlanden gekommen sein, wo solche Holztonnendachwerke im Mittelalter weit verbreitet sind (z. B. Oude Kerk in Amsterdam seit 1340)³³.

Spätere Veränderungen

Noch im Mittelalter folgten weitere Umbauphasen, die ein Zeugnis von der wachsenden Bedeutung der Kapelle ablegen. Diese Bedeutung hängt möglicherweise mit der nachträglich hinzugekommenen hochwertigen Ausstattung zusammen: Noch um die Mitte des 14. Jh. wird in der Kapelle der Altar der 10.000 Märtyrer aufgestellt, dem die Wunder nachgesagt wurden. Die Kapelle wurde sogar zum Ziel der Wallfahrten und konnte bis zur Reformation vier Altäre, ein Petrusbild und ein silbernes Kreuz mit vierzehn Reliquien aufweisen³⁴. Alle diese Kostbarkeiten sind dem Bildersturm von 1532 zum Opfer gefallen.

Nach Nöldeke soll der Altar der 10.000 Märtyrer, dessen Betrachtern ab 1369 ein Ablass versprochen wurde, in einem südwestlich an das Kapellenschiff angrenzenden Anbau untergebracht worden sein³⁵. Dieser als „Klus“ benannte noch aus dem Mittelalter, frühestens aus dem Ende des 13. Jh. stammende Anbau (Abb. 17) wurde irgendwann zwischen 1826 und

33 Zu den Holztonnendachwerken: Johannes Cramer, Thomas Eißing, Dächer in Thüringen. Arbeitsheft des Thüringischen Landesamtes für Denkmalpflege 2/1996, S. 29 ff. sowie Herman Janse, Building Amsterdam. Amsterdam 2001, S. 52–53.

34 Mundhenke, wie Anm. 5, S. 204–207.

35 Nöldeke, wie Anm. 15, S. 240. Dass in der Klus der Altar untergebracht war, wird allerdings von Mundhenke (1958, S. 216) nicht bestätigt.

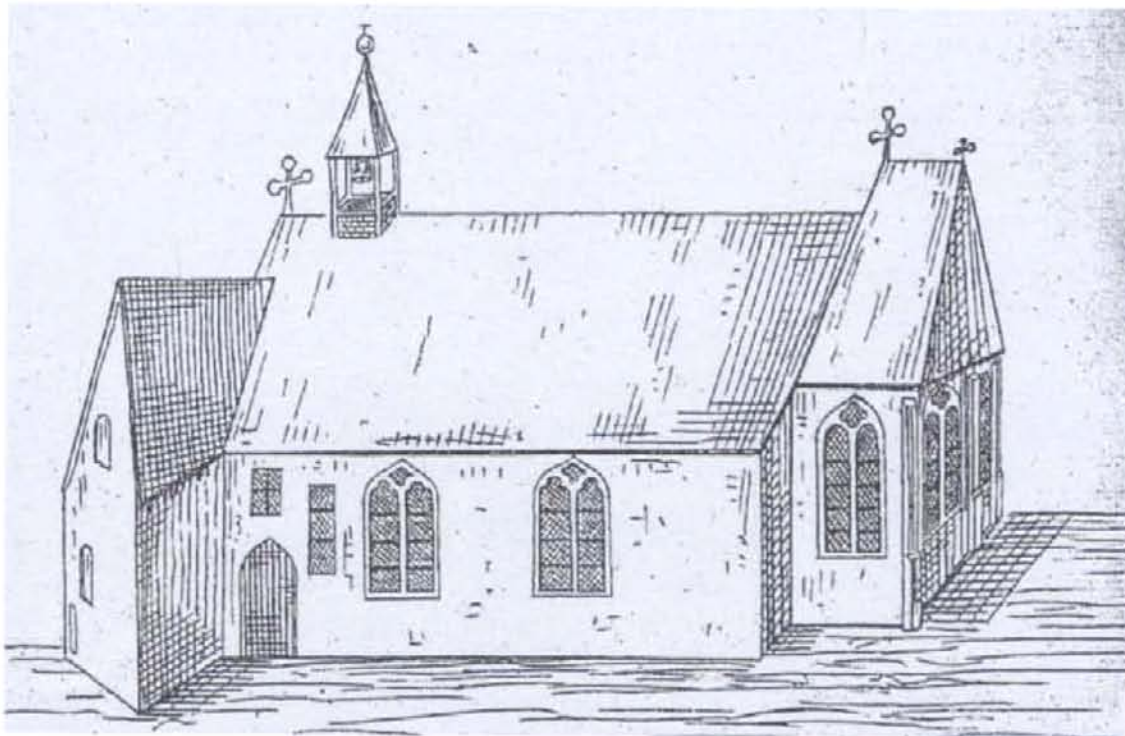


Abb. 17 Die Zeichnung der Nikolaikapelle nach Redecker. Hier ist der Zustand vor dem Umbau von 1742 wiedergegeben. Der Chor ist mit seiner Rechtwinkligkeit freilich unkorrekt dargestellt. Auch die starke Überhöhung des Chordaches ist nicht richtig. Beide Dachflächen über dem Chor und dem Langhaus lagen bis zum Umbau im 18. Jh. annähernd in einer Flucht. Ganz links der mittelalterliche Anbau, sog. „Klus“.

1829 abgerissen³⁶. Nach der Reformation diente er als Ort zur kurzfristigen Aufbewahrung der Leichen, vor der Bestattung und als Gerätelager für die Gräber.

Zu den weiteren baulichen Veränderungen zählten die großen, mit Maßwerken und Laibungen aus profilierten Backsteinen ausgestatteten Fensteröffnungen im Kapellenschiff, deren Fragmente Plath noch aufdecken konnte (Abb. 5B und 17). Deren Form, zwei Wülste durch eine Hohlkehle getrennt, erinnerte ihn an die analogen Beispiele des 15. Jh. (z. B. Altstädtisches Rathaus). Diese zweite Bauphase, in deren Züge zwar der ursprüngliche Nordeingang verschont aber höchstwahrscheinlich die drei kleineren Fenster der ursprünglichen Bauphase durch zwei große ersetzt wurden, wurde also in das 15. Jh. datiert.

Im Gegensatz zur Plünderung der Kapelle im Jahr 1532, brachte der Dreißigjährige Krieg offensichtlich erhebliche Zerstörungen der Bausubstanz. Durch den langfristigen Verfall sah man sich um 1700 gezwungen, Renovierungsarbeiten durchzuführen. Die Kapelle wurde damals „mit neuen Fenstern versehen, bemahlet, auch in- und auswendig repariert“³⁷. Die gründlichsten Umgestaltungsmaßnahmen wurden jedoch in den Jahren 1742–43 durchgeführt³⁸. Die Umbaumaßnahmen müssen einen ziemlich großen Umfang gehabt haben, weil Redecker als Zeitzeuge behauptete, dass außer dem Chor fast nichts stehen geblieben ist.

³⁶ Plath, wie Anm. 22, S. 389–390.

³⁷ Mundhenke, wie Anm. 5, S. 214–215.

³⁸ Die Nordansicht der Nikolaikapelle nach den Baumaßnahmen von 1742–43 ist auf einer Gouache von Justus Elias Kasten mit der Darstellung des Nikolaifriedhofes um 1820 zu sehen. Auf die Publikation des in den Sammlungen des Niedersächsischen Landesmuseums Hannover aufbewahrten Bildes wurde hier aufgrund einer übertriebenen Gebührforderung verzichtet.

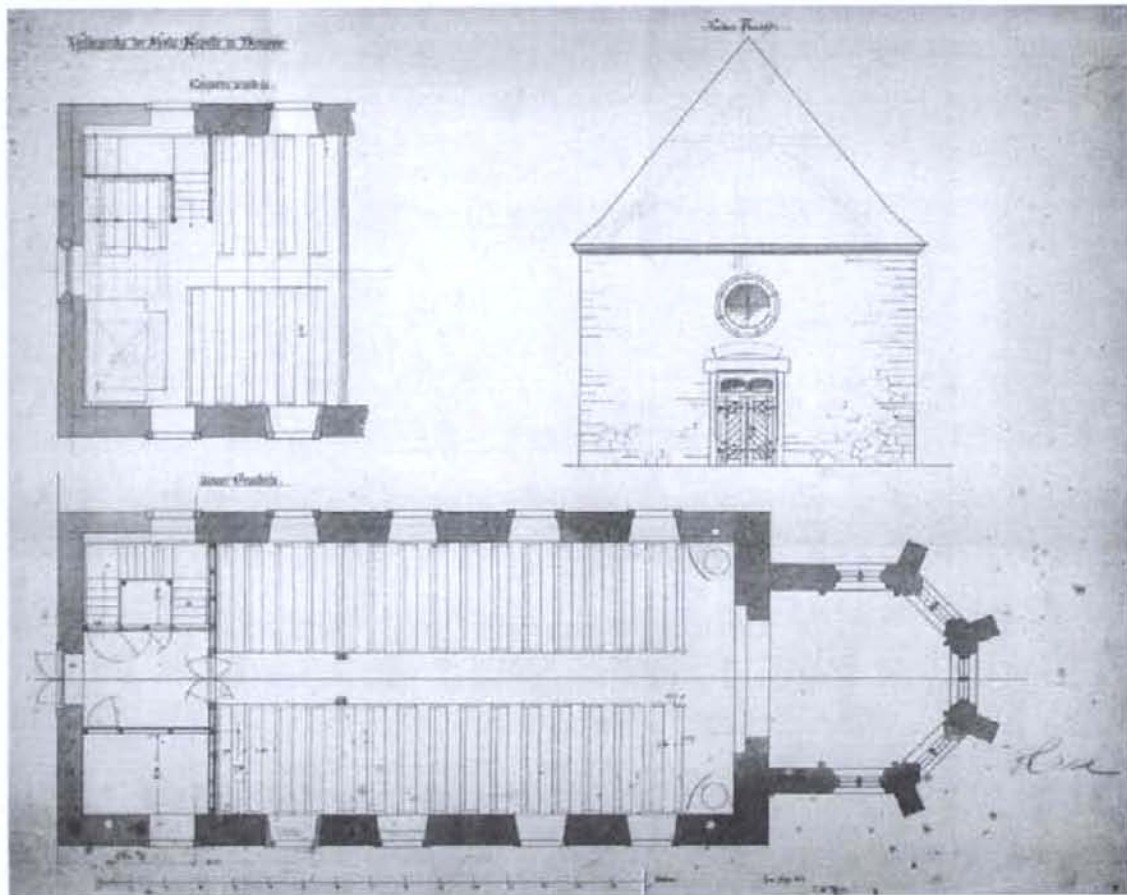


Abb. 18 „Verlängerung der Nicolai-Kapelle zu Hannover“, Umbaupläne vom August 1883. Rechts unten eine, nur sehr schwach sichtbare Signatur von Hase. Auf der Darstellung der neuen Westfassade wurde mit einem Bleistift eine Dachkonstruktion eingezeichnet. Leider ist sie etwas widersprüchlich³⁹. Pläne im Archiv des Niedersächsischen Landesamtes für Denkmalpflege, Hannover.

Dass stimmte nicht ganz. Aus der allerersten Bauphase erhielt sich damals die große Giebelwand, die bis heute vorhanden ist, und die von Plath untersuchte, 1953 abgerissene südliche Schiffsmauer. Die nördliche, bis heute rudimentär erhaltene Schiffsmauer dürfte allerdings vollständig aus eben dieser Bauphase des 18. Jh. stammen (Abb. 10). Zu den Maßnahmen der 1740er Jahre gehörte also eine weitgehende substantielle Erneuerung des Schiffes, einschließlich des Einbruchs neuer Fensteröffnungen und der Erhöhung der Mauerkrone um gut ein Meter, so dass die Traufen des Schiffes und des Chores ab nun in gleicher Höhe lagen. Ein neues Dach (wohl nur über dem Langhaus) einschließlich des Dachreiters soll auch dazu gekommen sein. 1745 wurde die Kirche schließlich neu ausgemalt.

Nach der Schließung des Friedhofes für die Begräbnisse verschwand auch die ursprüngliche Funktion der Friedhofskapelle. Doch fand sie glücklicherweise einen neuen Nutzer: 1869 zog hier die englische Gemeinde ein. Da sich Bauwerk für die Gottesdienste doch als etwas zu klein erwiesen hat, war eine westliche Schiffserweiterung erforderlich. Diese

³⁹ Die Zeichnung zeigt eine hölzerne Kleeblatt-Tonne als Raumabschluss. Eine Holztonne schließt aber in der Regel eine – hier ebenso eingetragene – Konstruktion aus, mit durchstoßenden Hängesäulen, an denen ein Längsunterzug (?) abgehängt wird.

nur 3,6 m lange Erweiterung wurde 1883 von Conrad Wilhelm Haase vorgenommen. Die Beauftragung des bedeutendsten hannoverschen Architekten dieser Zeit dürfte für eine gewisse Wertschätzung des Objektes sprechen. Zu beachten ist vor allem die äußerste Zurückhaltung des Entwurfes: Hase, den wir aus Hannover als Virtuos verschiedener, teilweise sehr reichen Detailkreationen z. B. an der Christuskirche oder am Künstlerhaus kennen, verzichtete hier nahezu gänzlich auf sein gewohnt üppiges Stilrepertoire zugunsten einer schlichten aber harmonischen Hinzufügung.

Sieht man von verschiedenen Grabsteinanbringungen an den Kapellenwänden ab, so war dies auch die letzte größere Maßnahme am Bauwerk bis zu seiner Teilzerstörung im Zweiten Weltkrieg. Seitdem wurde die Kapelle durch verschiedene freikirchliche Gemeinschaften genutzt.

Epilog nach 1945

In der Nacht am 9. Oktober 1943 kam zum folgeschwersten Luftangriff auf Hannover. Eine Brandbombe zerstörte zwar den Innenraum der Kapelle aber – wie bei der Markt- und Kreuzkirche – blieben die historischen Dachkonstruktionen erhalten. Jedoch nach dem Unglück wurden die Trümmer so gründlich entsorgt, dass auch die Dachwerke (als Brennholz?) verschwanden und somit der Bau erst nach der Räumung zur „Ruine“ geworden ist. Das Erscheinungsbild der Kapelle ohne Dachwerk, wurde nach dem Krieg zum willkommenen Anlass für den weiteren Lauf der Dinge. Obwohl ein Wiederaufbau oder zumindest eine Sicherung durchaus möglich, ja geboten gewesen wären, entschloss sich die damalige Stadtverwaltung zu einer anderen Lösung.

Im neuen Verkehrskonzept von 1951 war unter anderem vorgesehen worden, eine Schneise in der Achse der Celler Strasse und einen fast 80 m großen Verkehrskreisel mitten auf dem Friedhof anzulegen⁴⁰. Es handelte sich u. a. um Konsequenzen der Umgestaltung des Steintorplatzes zum wichtigsten Knotenpunkt des öffentlichen Nahverkehrs, also auch der Straßenbahnen, deren Gleise besonders platzraubend waren. Dies sollte zu einer starken Ausdehnung der Verkehrsfläche der Gosseriede und im Endeffekt die Zerstörung des Friedhofes und der Kapelle führen. Die eindeutige Haltung des damaligen Stadtbaurats, Professor Rudolf Hillebrecht, wird deutlich in einem Brief an den Landeskonservator: „Eine Umsetzung der Ruine und ein denkbarer Wiederaufbau entfällt unserer Auffassung nach, da das Bauwerk dafür nicht wertvoll genug gewesen ist und vor allem die Ruinenreste äußerst kümmerlich sind. Eine Erhaltung des Chorteiles im Ruinenzustand dürfte lediglich Gefühlswerten entgegenkommen, jedoch bauhistorisch von äußerst geringem Wert sein. Wir plädieren deshalb für eine Beseitigung des Ruinenrestes und das Festhalten der Erinnerung durch einen Gedenkstein“⁴¹.

Es wäre aus heutiger Sicht sehr einfach, den damaligen Entscheidungsträgern die bauhistorische Kompetenz abzuspochen und es bei einer negativen Beurteilung zu belassen.

40 Dazu: P. Zalewski, Rudolf Hillebrecht und der autogerechte Wiederaufbau Hannovers nach 1945. In: Universität Hannover 1831–2006. Festschrift zum 175-jährigen Bestehen der Universität Hannover, Hildesheim 2006, S. 89–102.

41 Brief von der Bauverwaltung an den Niedersächsischen Landeskonservator vom 03.02.1953. Original im Archiv des Niedersächsischen Landesamtes für Denkmalpflege.



Abb. 20 Die Nikolaikapelle im Jahr 1944. Auch nach dem Bombardement waren große Teile der Maßwerkfenster und der Dachkonstruktion erhalten. Foto: Niedersächsisches Landesarchiv Hannover.

Doch der Entschluss zur Zerstörung des Friedhofs und der Kapelle verdient einen, wenn auch kurzen Kommentar, weil er aus einer ziemlich komplexen Verflechtung mehrerer Umstände resultiert. Einerseits äußert sich in der kristallklaren Prioritätensetzung zugunsten des Verkehrs eine einseitige Hinwendung zu der „zukunftssträchtigen“ funktionalistischen Stadtplanung. Diese Hinwendung ist nur zum Teil erklärbar durch die Begeisterung an neuen Gestaltungsmöglichkeiten nach der Zerstörung der Städte. Sie war auch ein Ausdruck einer geschichtsignoranten Stimmung, die für einige Vertreter der damaligen, in den Aufstieg und den Fall des Dritten Reiches verwickelten Generation eine wichtige Rolle gespielt zu haben scheint. Im Stadtplanungsamt dürfte das Amnesiebedürfnis insofern stark ausgeprägt gewesen sein, als hier mehrere im Dritten Reich etablierte Fachmänner im Spiel waren. Dieses Thema würde ohnehin eine spezielle Betrachtung verdienen.

Andererseits hat diese Entscheidung etwas mit den damals üblichen architekturhistorischen Bewertungskriterien zu tun, die aus dem 19. Jh. herrührten und im Dritten Reich zementiert

worden sind: Als stadthistorisch (und zugleich städtebaulich) bedeutend wurden nur die Monumentalbauten wahrgenommen. Die Großbauwerke wie die Marktkirche, die Oper, das Alte und selbst das Neue Rathaus (als Repräsentant des damals verhassten Historismus!) genossen von Anfang an einen hohen Stellenwert in der Planung des Wiederaufbaus. Schließlich wurde deren Wirkung bereits in den Richtlinien des 1948 ausgeschriebenen Innenstadtwettbewerbes berücksichtigt⁴².

Angesichts dieser Haltung kam eine ernsthafte Ignoranzgefahr auf die kleineren, architektonisch weniger auffälligen Bauwerke, denen pauschal ein geringerer Aussagewert für die Stadtgeschichte beigemessen wurde. Eine allmähliche Veränderung dieses Stellenwertes vollzog sich erst mit dem Wandel in den Geschichtswissenschaften und in der Denkmalpflege in den 1960er und 70er Jahren⁴³.

Eben vor diesem hier skizzierten zeitgeschichtlichen Hintergrund muss die Entscheidung gesehen werden, den ehemaligen Friedhof, jenseits der „Gefühlswerte“, einer technokratischen Planung zu opfern.

Die so genannten „technischen Zwänge“, die einst zur Ausweitung der Gosseriede führten, erwiesen sich als kurzlebig, deren „Visionäre“ doch als zu kurzichtig. Als 1953 die Spitzhaken an das Kapellenschiff „im Namen des Fortschritts“ angesetzt wurden dachte wohl keiner daran, dass bereits 1965 der erste U-Bahn-Tunnel gebaut werden und ab dann der öffentliche Nahverkehr allmählich aus dem Stadtzentrum verschwinden wird. Das Ergebnis ist: fast niemand mehr kann sich heute an die Straßenbahnen erinnern, die einst als stolze Verkehrserrungschaft am Nikolaifriedhof quietschend und zappelnd vorbeifuhren. Die Zerstörung eines wichtigen Kulturdenkmals verblieb als ein irreversibler Schaden. Geblieben ist auch der städtebauliche Missstand und ein nächstes schwarzes Loch im kulturellen Gedächtnis der Landeshauptstadt – nur mit solchen Begriffen lässt sich die Vernachlässigung der wertvollen Grünfläche und das ungeklärte Verschwinden von mindestens 369 kostbaren Memorialplastiken bezeichnen. Die allzu ungehemmte Nutzung des Geländes durch „sozial behinderte Mitbürger“, führte schon vor 40 Jahren zu den Protestbriefen der Anwohner des Klagesmarktes⁴⁴.

Eine Kontinuität bleibt jedoch: Die „Aussätzigen“ treffen sich heute, wie schon im Mittelalter, auf dem Gelände der ehemaligen Leproserie. Vielleicht geht man doch zwei Mal in den gleichen Fluss?

42 Unter den 12 Leitsätzen, die von den teilnehmenden Stadtplanern beachtet werden sollten, war auch eine gewisse Sorge um die identitätsstiftende Rolle der verbliebenen historischen Großmonumente spürbar. Im Punkt 10: Neue Monumentalbauten in der Nähe bereits vorhandener werden abgelehnt, da sie Maßstab und Ordnung zerstören. Im Punkt 11: Wirksame Blicke und Durchblicke auf alte Baudenkmäler sollten weder verstellt noch gewaltsam geschaffen werden. In: Anpacken und vollenden! Hannover 1949, S. 37–42.

43 Damit sind vor allem eine stärkere Miteinbeziehung der Sozial- und Alltagsgeschichte sowie die Erweiterung des Denkmalsbegriffes gemeint.

44 A. Hufnagel, M. Rohde, wie Anm. 5, S. 56.